Bibl. Mont.
789
-5-

789 (5
Bibl. Mont. 789-5

<36624897650015
<36624897650015
Bayer. Staatsbibliothek

P. C. Geissler gez. *Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.*

DIE HOPFENBLÜTHEN.

Gesammelte

Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Fünftes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Hopfenblüthen.

Erstes Kapitel.

Der Schullehrer.

Der Schullehrer Friedrich Hermann zu Steinach war einer der edelsten und zufriedensten Menschen unter der Sonne. Seine größte Freude war es, mit Kindern umzugehen, und er stiftete in seinem schönen Berufe unbeschreiblich viel Gutes. Dabei begnügte er sich mit seinem geringen Einkommen, und fühlte sich in seinem kleinen Reiche — wie er sein Haus mit dem Strohdache, seinen Garten und vorzüglich seine Schule nannte — so glücklich wie ein König.

Das Dörflein Steinach lag in einer rauhen, gebirgigen Gegend. Als Hermann, an einem trüben Regentage, das erste Mal von dem Berge, über welchen der Fußweg führte, herab ging, und den alten, grauen Kirchthurm, und die moosbewachsenen Strohdächer zwischen Wald und Felsen tief unten im Thale erblickte, ward es ihm sehr schwer um das Herz. Nochmehr erschrak der gute Mann, als man ihm das baufällige Schulhaus

zeigte, zu dem man nur über gelegte Steine durch einen garstigen Sumpf kommen konnte. In der finstern Wohnstube wurde es ihm ganz unheimlich; sie hatte eine schwarzbraune hölzerne Decke, einen morschen Stubenboden, und die kleinen runden Fensterscheiben waren von Schmutz und Alter beinahe undurchsichtig. Die Schulstube hatte ein eben so dumpfes, widerliches Aussehen. Der Garten am Hause war zwar sehr groß, allein nur ein magerer Grasboden. Wenige Bäume darin trugen gutes Obst; die meisten waren schlechter Art, oder bereits so alt, daß sie mehrere dürre, als grüne Aeste hatten. Der Schullehrer verlor indeß den Muth nicht. „Mit Gottes Hülfe," sagte er getrost, „soll dieses Alles besser werden."

Er trat sein Amt mit Einsicht, Eifer und Freude an. Die Kinder merkten dieses sogleich, und fühlten neue Lust und Liebe zum Lernen. Der freundliche Lehrer, den die Kinder so lieb hatten, und bei dem sie so vieles lernten, gewann bald die allgemeine Liebe der Eltern. Die Gemeinde gab seinen bescheidenen Bitten Gehör, und beschloß einmüthig, das alte Schulhaus zu erneuern. Er selbst arbeitete, außer den Schulstunden, beständig im Garten; vom frühen Morgen bis zum späten Abende sah man ihn die zu alten Bäume ausreuten, junge pflanzen, andere pfropfen und veredlen, Beete umgraben, Gemüse ansäen, und junge Pflänz-

chen setzen. Da er der Sohn eines Gärtners war, so hatte er eine große Vorliebe für den Gartenbau, und verstand ihn sehr gut. Auch den sumpfigen Platz vor dem Schulhause und einen buschigen Hügel neben dem Garten, die mit zum Schuldienste gehörten, wußte er sehr gut zu benützen und anzubauen. Alles, was er unternahm, gelang, und die ganze Umgebung des erneuerten Schulhauses ward ein großer blühender Garten.

Etwa nach drei Jahren reiste Hermann zur Herbstzeit in die Stadt, seine Braut abzuholen. Sie hieß Therese Hilmer, und war eine sehr verständige, sittsame und tugendhafte Jungfrau. Ihr seliger Vater war ein Beamter gewesen, und sie hatte von ihm eine vortreffliche Erziehung erhalten. Das Hochzeitfest wurde bei dem Chorregenten in der Stadt, dem Bruder ihres Vaters, gefeiert. Therese hatte das Schulhaus nebst dem Garten vor einigen Jahren schon einmal gesehen, und die Erinnerung daran machte sie noch jetzt traurig. Hermann sagte ihr zwar, es sey nun Alles in einem bessern Stande; indeß erwartete sie wenig, und fuhr mit ihm bangen Herzens nach Steinach.

Allein wie erstaunte sie, als sie dort ankam, und anstatt des Sumpfes vor dem Hause einen schönen grünen Rasenplatz erblickte, auf dem reihenweis junge kräftige Bäume standen, von denen

einige bereits mit rothen Aepfeln und gelben Birnen prangten. Das Schulhaus war zwar wie zuvor nur mit Stroh gedeckt. Allein das neue, gelbe Strohdach und die bläulich grauen Mauern des Hauses gaben ihm ein sehr reinliches, freundliches Aussehen. Der Schullehrer entschuldigte sich, daß man wegen der zu schwachen Mauern kein anderes Dach habe anbringen können. Allein Therese sagte: „Auch unter einem Strohdache kann man vergnügt und glücklich leben, wenn man Gott liebt, und in Frieden und Eintracht lebt.“

Sie trat in die Wohnstube, und erstaunte aufs Neue. Die Fenster waren hell wie Kristall, und gewährten eine herrliche Aussicht in den Garten. Die Wände waren so weiß wie Schnee, und der Stubenboden neu und höchst reinlich. An der einen Wand befand sich der Schreibtisch des Lehrers, auf dem ein Bücherschrank mit Glasthüren angebracht war; an der andern Wand stand ein treffliches Klavier, das eben so, wie der Schreibtisch, von schön geglättetem, braunem Nußbaumholze glänzte. Ueber dem Schreibtische erblickte man ein sehr schönes Bild, einen Kupferstich, den göttlichen Kinderfreund vorstellend, der die Kleinen zu sich ruft; über dem Klavier hing ein nicht minder schönes Kupfer, worauf die heilige Cäcilia, die Erfinderin der Orgel, abgebildet war; das schönste Kupfer aber zierte die Wand zwischen den zwei Fenstern,

der Thüre gegenüber, und stellte die heilige Familie vor. Die schönen Bilder, auch in braune Rahmen von Nußbaumholz gefaßt, nahmen sich auf der reinen weißen Wand sehr gut aus, und gereichten dem Zimmer zur großen Zierde. Ein einfacher Tisch, mit grünem Wachstuche überzogen, und sechs strohgeflochtene Sessel machten die ganze übrige Einrichtung aus. Der Schullehrer hatte diese Geräthschaften als Schulgehülfe in der Stadt, theils sich erspart, theils von seinen dankbaren Schülern und Schülerinnen zum Geschenke bekommen. In jeder Ecke der Fenstersimse stand ein irdener Blumentopf mit blühenden Gewächsen.

Der Schullehrer fürchtete, da Therese früherhin in tapezirten Zimmern gewohnt hatte, so würden diese weißen Wände ihr nicht gefallen, und er bedauerte, daß in dem Zimmer sich nicht einmal ein Spiegel befinde. Therese sagte: „Diese blühenden Gewächse an den Fenstern schmücken ein Zimmer schöner, als die Blumen auf den Tapeten der Reichen, kosten weniger und verbreiten überdies noch liebliche Wohlgerüche. Was aber den fehlenden Spiegel betrifft, so ist das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes, vorzüglich aber das liebliche Bild der heiligen Familie für uns Beide der schönste Spiegel. Auch in dem Bilde der heiligen Cäcilia, die ihre Augen so begeistert zum Himmel erhebt, sehen wir wie in einem Spiegel, daß wir die Him-

melsgabe der Musik nur dazu gebrauchen sollen, die Herzen der Menschen zum Himmel zu erheben.“

Der Lehrer führte nun Theresen in den Garten. Von der Gartenthüre an bis zur Hecke am Ende des Gartens, wo ein schöner, großer Apfelbaum stand, ging ein langer, breiter Weg, der mit reinem Kiese bestreut war. Die Hälfte des Gartens, nächst dem Hause, war mit Gemüsen angebaut, die rechts und links, schön und zierlich geordnet, in den abgemessenen Beeten kräftig wuchsen, und deren mancherlei Grün sehr schön in das Auge fiel. Die andere Hälfte des Gartens war der Baumgarten; die ältern Bäume waren so mit Obst beladen, daß man sie stützen mußte; auch die jüngsten trugen wenigstens ein Paar Aepfelein oder Birnlein; der Boden war mit dichtem Grase bedeckt. In der Ecke des Gartens sah man einen Bienenstand mit vielen Bienenkörben. Der Hügel zur Seite des Gartens war mit Hopfen bepflanzt, der sich an den schön geordneten Stangen hoch empor wand, und zwischen dessen dunkeln Blättern der goldene Abendhimmel herrlich hindurch blickte. Therese setzte sich auf die Bank unter dem Apfelbaume, am Ende des Weges, blickte mit innigem Vergnügen um sich und sagte: „Wahrhaftig, da sieht man, was der Fleiß vermag. Es ist keine Lage des Lebens so schlimm, die man sich durch Fleiß, Nachdenken und Betriebsamkeit nicht erträg=

lich, ja angenehm machen könnte. Dein Fleiß hat diese Wildniß in ein Land, das von Milch und Honig fließt, ja in ein Paradies verwandelt.«

Der Lehrer begab sich hierauf mit Theresen in die Schulstube. Die Kinder waren in ihren Sonntagskleidern in der Schule versammelt. Alle begrüßten die Gattin ihres geliebten Lehrers mit freudigem Lächeln, und stimmten ihr zu Ehren ein Lied an. Ein Knabe, der ein zartes Lämmchen trug, und ein Mädchen mit einem Paar weißen Täubchen traten zu ihr hin, und baten sie, diese Gaben der Unschuld nicht zu verschmähen. Jedes der übrigen Kinder überreichten ihr ein kleines ländliches Geschenk — ein Huhn, ein Körbchen voll Eier, ein Körbchen voll Früchte, eine Flasche mit Honig, hell und klar wie durchsichtiges Gold, goldgelbe Butter auf einem grünen Rebenblatte, oder eine Reiste Flachs so zart wie Seide, oder wie die gelbweißen Haare der Kinder, die ihn überreichten. Therese wurde bis zu Thränen gerührt. »Ich komme aus einem schönen Garten,« sagte sie, „dem Garten am Schulhause; doch jetzt komme ich in einen noch schöneren, wo liebliche Kinder gleich zarten Blumen und hoffnungsvollen Bäumchen aufblühen.«

»Ja,« sagte der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, der auch zugegen war, »so ist es! Möchte es mit Gottes Hülfe mir, und meinem treuen Mitarbeiter

hier gelingen, diese zarten Pflanzen zu pflegen, und sie vor dem Verderben zu bewahren. Jede Schule soll ein Garten Gottes seyn, in dem Frömmigkeit, Unschuld und jede Tugend blühen."

Zweites Kapitel.

Die Jugendgeschichte der Schullehrerin.

Therese war die Tochter des herrschaftlichen Verwalters Hilmer zu Lindenberg. Sie verlor ihre Mutter früh. Der Vater ließ seinen mäßigen Tisch und seine kleine Haushaltung von der sehr geschickten und treuen Magd besorgen, die seit seinem Hochzeittage in seinem Hause treu und redlich gedient hatte. Therese war mit Leonore, dem jüngsten Fräulein im Schlosse, von Einem Alter. Sie war die beständige Gespielin des Fräuleins, durfte an ihren Unterrichtsstunden Theil nehmen, und lernte mit ihr die weiblichen Arbeiten. Beide schön aufblühende Kinder waren Herzensfreundinnen.

Eines Tages fuhr die Herrschaft mit zahlreichem Gefolge in die benachbarte Stadt, wo man den Landesfürsten erwartete. Fräulein Leonore hatte sich von einer gefährlichen Krankheit noch nicht ganz erholt, und mußte zu Hause bleiben.

Eine Kammerjungfer wurde zu ihrer Bedienung zurückgelassen. Die Jungfer bat das Fräulein um die Erlaubniß, an die Landstraße, wohin es nur eine halbe Stunde war, hinausgehen zu dürfen, um da den Fürsten vorbeifahren zu sehen; und das Fräulein gestattete es ihr sehr gern. Auch die übrige Dienerschaft im Schlosse, und sonst alle Leute im Dorfe eilten hinaus an die Straße. Therese hätte mit ihrem Vater in die Stadt fahren können; allein sie wollte lieber dem Fräulein Gesellschaft leisten. Doch auch dieses unterblieb. Die alte treue Magd war sehr krank geworden, und Therese wollte aus Liebe zu ihr sie nicht allein lassen.

Fräulein Leonore bekam in dem einsamen Schlosse Langeweile, und ging in den Garten. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Sie sah nach ihren Blumen, an die sie in ihrer Krankheit gar nicht mehr gedacht hatte. Die Blumen, die lange nicht mehr begossen worden, waren beinahe verwelkt; das Fräulein holte eine Gießkanne, und ging damit zum Springbrunnen in Mitte des Gartens, um in dem großen marmornen Wasserbehältniß, das ihn umgab, die Kanne zu füllen. Allein indem sie, noch schwach an Kräften, sich bemühte, die schwere Gießkanne herauszuheben, glitschte sie mit dem Fuße aus, und stürzte in das Wasser, das sehr tief war. Der Schrecken und die plötzliche Erkältung benahmen ihr sogleich Athem und Besinnung.

Therese stand in diesem Augenblicke eben am Fenster. Sie sah das Fräulein hineinstürzen, hörte den dumpfen Schall des aufrauschenden Wassers, schrie, so laut sie konnte, um Hülfe, und sprang eilends dem Garten zu. Zu ihrem Schrecken fand sie die nächste Gartenthüre verschlossen. Sie eilte, immer um Hülfe rufend, in den Schloßhof, um durch die andere Thüre in den Garten zu kommen. Fast außer Athem erreichte sie den Springbrunnen. Das Fräulein war in dem Wasser untergegangen. Allein in ihrem Todeskampfe tauchte sie noch einmal auf, und streckte einen Arm aus dem Wasser. Therese faßte sie bei der Hand, und es gelang ihr, das Fräulein herauszuziehen. Das arme Fräulein war aber ohnmächtig, hatte die Augen geschlossen, und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Therese wendete Alles an, sie wieder zurecht zu bringen. Endlich schlug das Fräulein die Augen auf, sah Theresen lange und starr an, drückte ihr die Hand, konnte aber noch nicht reden. Als sie sich etwas erholt hatte, führte Therese sie langsam zurück in das Schloß, und brachte sie zu Bette. In der Bettwärme erholte sie sich vollends. Sie weinte aus Dankbarkeit, und aus Liebe zu Theresen. „Du hast mich vom Tode errettet,“ sagte sie öfter; „mein ganzes Leben hindurch werde ich dir dafür dankbar seyn.“ „Wir wollen beide Gott danken,“ sagte Therese; „Er ist es, der Sie errettet hat.“

Die Freundschaft des Fräuleins für Therese wurde von diesem Tage an noch zärtlicher. Das Fräulein wollte sie immer um sich haben. Beide arbeiteten, bald in einem Zimmer des Schlosses bald in einer Gartenlaube, viele Stunden zusammen. Fräulein Leonore fuhr nie spaziren, ohne Therese mitzunehmen, und war nur immer darauf bedacht, ihr Freude zu machen. So lebten sie mehrere Jahre in schwesterlicher Eintracht. Ihre gleich edlen Gesinnungen, ihre Sanftheit und Bescheidenheit, ihre Liebe und Eintracht machten ihnen das irdische Leben zum Himmel.

Indeß war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Die feindlichen Heere rückten näher. Herr von Lindenberg faßte den Entschluß, sich mit seiner Familie nach Wien zu flüchten. Fräulein Leonore bat Theresen unter Thränen, mit nach Wien zu reisen. Sie bot alle ihre Beredsamkeit auf, sie zu überreden. „Hier zu Lande, das bald in feindliche Gewalt fallen wird,“ sagte sie unter Anderem, „hast du wenig Gutes mehr zu erwarten. Wer weiß, wie es dir gehen wird! Meine Eltern und ich kommen sicher nicht so bald wieder zurück, und können dahier nichts mehr für dich thun. Dort aber werden wir Alles, was nur immer in unsern Kräften steht, beitragen, dich glücklich zu machen. Reise doch mit uns, liebste Therese!“

Therese sagte: „Der Himmel weiß es, wie

gern ich mit Ihnen ginge. Allein ich kann meinen guten Vater nicht verlassen. Wer sollte ihn verpflegen? Unsere alte getreue Magd ist gestorben. Er hat ja nun Niemand mehr, als mich!“ Fräulein Leonore machte ihr eine prächtige Schilderung von den Herrlichkeiten der großen Kaiserstadt, und den Lustbarkeiten Wiens. Allein Therese sagte: „Ach, wie könnte ich Freude daran haben, wenn ich so weit von meinem Vater, der alt und kränklich ist, entfernt wäre, und nicht wüßte wie es ihm gehe. Ich würde vor Kummer sterben!“

Fräulein Leonore sprach: „Du mußt aber auch weiter hinaus denken. Wenn wir fort sind, werden die Fensterläden des Schlosses zugeschlagen; es steht dann leer, und wenige Menschen deines Standes kommen mehr hieher. Du siehst dann in dem verödeten Dorfe nur mehr Bauern und Bauernknechte, und etwa noch feindliche Krieger. Aber in Wien wird es dir bei deiner Bildung und deiner schönen Gestalt ein Leichtes seyn, eine gute Versorgung zu finden.“

Therese sagte: „So lange ich meinen lieben Vater nicht gut versorgt weiß, will ich von keiner Versorgung für mich wissen, und wäre sie auch die beste von der Welt.“

Auch Leonorens Mutter, die Frau von Lindenberg, hätte es sehr gern gesehen, daß Therese mit nach Wien gehe. „Komm mit uns, liebe Therese!“

sprach sie. „Meine Leonore hat eine solche gute Freundin und treue Dienerin, wie du bist, in dem fremden Lande nothwendig; und ich werde dich als meine Tochter halten, und du sollst in mir stets eine liebreiche Mutter finden.“

Allein Therese sagte unter vielen Thränen, sie sey von der Güte und dem Zutrauen der gnädigen Herrschaft tief gerührt; sie betheuerte aber wiederholt, es sey ihr unmöglich, ihren alten kranken Vater, zumal bei den unruhigen Kriegszeiten, zu verlassen.

Die Frau von Lindenberg sprach: „Du hast Recht, liebes Kind! Gott segne dich wegen deiner kindlichen Gesinnungen. Bleibe bei deinem Vater, und sey der Trost und die Freude seines Alters und seine liebevolle Verpflegerin. Sollte aber Gott deinen guten Vater zu sich nehmen, so sollst du doch keine Waise seyn. Schreibe dann unverzüglich an mich, und ich werde dir Gelegenheit verschaffen, zu uns zu kommen; ich werde dir dann eine Mutter, und meine Tochter wird dir eine liebende Schwester seyn.“

Der Tag der Abreise brach an. Fräulein Leonore und Therese nahmen unter tausend Thränen Abschied. Auch Frau von Lindenberg war von der zärtlichen Liebe der jugendlichen Freundinnen so gerührt, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen. Selbst Herr von Lindenberg wandte

sich ab, um eine Thräne zu verbergen. Therese aber sah der Kutsche nach, bis sie zwischen den nächsten Bergen verschwunden war. Sie weinte und schluchzte so heftig, daß ihre lieblichen Augen von Thränen ganz geschwollen waren, und heftige Kopfschmerzen sie nöthigten, sich zu Bette zu legen.

Therese lebte bei ihrem guten Vater sehr zufrieden, und führte ihm die Haushaltung. Da sie immer sehr beschäftigt war, so hatte sie keine Langeweile, obwohl das Schloß und der Garten am Schlosse für sie wie ausgestorben waren. So verfloß ein Jahr. Da kam die traurige Nachricht, Herr von Lindenberg sey gestorben. Da er keinen Sohn hatte, so fiel die Herrschaft Lindenberg einem seiner Anverwandten zu. Dieser hielt das schöne Gut wegen des gefährlichen Krieges für ein sehr unsicheres Eigenthum, und verkaufte es. Ein Kornhändler, der durch große Lieferungen zur Armee reich geworden war, kaufte es, und nahm damit viele Veränderungen vor. Der bisherige Verwalter, Theresens Vater, wurde in Ruhestand versetzt. Er mußte das Amthaus verlassen, und miethete sich eine kleine Wohnung im Dorfe, die nur aus einer Stube, zwei Kammern, und einer Küche bestand. Sein Jahresgehalt war sehr gering, und wurde wegen der unruhigen Kriegszeiten nicht immer richtig ausbezahlt. Er hätte Hunger und Kummer leiden müssen; allein die gute Tochter

ernährte nun den Vater mit der Arbeit ihrer Hände. Sie war in den weiblichen Künsten eine Meisterin, und saß den ganzen Tag und halbe Nächte hindurch an dem Nähkissen oder dem Stickrahmen. Dabei wußte sie die kleine Haushaltung mit so viel Einsicht und Klugheit zu führen, daß dem guten Vater in seinem Alter nichts Nöthiges abging.

Indeß nahm seine Gesundheit immer mehr ab. Er mußte daher lange das Zimmer hüten, und konnte endlich das Bett gar nicht mehr verlassen. Therese verpflegte ihn mit der liebevollsten kindlichen Sorgfalt. Sie wachte viele Nächte hindurch bei ihm, arbeitete bei dem Schimmer der Nachtlampe unermüdet, und betete beständig für ihn. Der Vater ward von ihrer kindlichen Liebe innigst, und oft bis zu Thränen gerührt. „Du thust Vieles an mir, liebste Therese!“ sagte er sehr oft. „Denke an mich, Gott wird dir diese deine kindliche Liebe gewiß vergelten. Es wird dir gewiß noch wohl gehen.“ So sagte er auch noch in der Nacht, in der er starb.

Therese dachte jetzt, nach dem Tode des geliebten Vaters, zu der Frau von Lindenberg zu ziehen. Allein da sie eben den Brief an die edle Frau geschlossen hatte, erhielt sie von Fräulein Leonore, ihrer Freundin, einen sehr traurigen Brief. Auch Frau von Lindenberg war gestorben, und hatte das gute Fräulein in sehr dürftigen Umständen zurück-

gelassen. Denn wegen des Krieges konnte Beiden schon lange Zeit her von ihrem Gehalte, den sie von Lindenberg, vermög eines Vertrages, zu beziehen hatten, nichts mehr verabfolgt werden. Das arme Fräulein lebte bei einer alten Tante in Böhmen, die sehr stolz, karg und jähzornig war. Das Fräulein mußte ihr Magddienste leisten. Ihr ganzer Brief war voll unbeschreiblicher Betrübniß, und zeigte, daß es ihr sehr hart gehe.

Nachdem Fräulein Leonore nunmehr auch eine arme Waise ohne Vater und Mutter geworden, und Therese die Hoffnung zu dieser ihrer Freundin zu kommen, vereitelt sah, reiste sie viele Meilen weit zu dem Bruder ihres seligen Vaters, dem Chorregenten Hilmer. Dieser nahm sie sehr liebreich auf, und sie fand an ihm einen zweiten Vater. Da Therese sehr verständig und tugendhaft, bescheiden und anspruchlos, und von schöner, blühender Gestalt war, so bewarben sich bald mehrere wackere junge Männer in der Stadt um ihre Hand. Sie hätte eine sehr reiche Heirath treffen können. Allein sie zog in ihrem Herzen den armen Schullehrer Hermann, den sie in dem Hause des Chorregenten kennen lernte, allen übrigen vor, weil er ein sehr edler Mann war; und wohl auch, weil sie für den Lehrstand, den Viele gering achten, eine große Achtung hatte.

Sie fragte indessen den Chorregenten um Rath,

was sie thun solle, und dieser billigte ihre Wahl vollkommen. „Denn," sagte er, „Hermann ist zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Gütern höherer Art. Er hat Religion, ist ein Mann von Verstand und dem besten Herzen, und durchaus tadellos in seinem Betragen. Er lebt ganz nur seinem schönen Berufe, in dem er überaus viel Gutes stiftet. Seine Einkünfte sind zwar gering; allein bei Fleiß und Sparsamkeit doch hinreichend. Er ist mit dir von einerlei Gesinnungen. Du wirst mit ihm glücklich seyn. Was Euch an Einkommen abgeht, wird Euch Gottes Segen ersetzen. Die kindliche Liebe, die du deinem Vater erwiesen hast, ist ein reicher Schatz, der seiner Zeit dir reichliche Zinsen tragen wird."

Drittes Kapitel.

Die Familie des Lehrers.

Hermann und Therese lebten in dem ländlichen Schulhause mit dem freundlichen, reichgebauten Garten sehr glücklich und vergnügt. Da sie beide Gott von Herzen liebten, so fanden sie täglich Ursache, sich Seiner Güte zu freuen und Ihm zu danken. Da sie nur Ein Herz und Eine Seele

waren, und von Jugend auf sich gewöhnt hatten, Jähzorn und üble Laune zu beherrschen, so lebten sie in Frieden und Eintracht, und gaben einander nie ein unfreundliches Wort. Da sie genügsam und sparsam waren, sich nicht mit eitlen Wünschen quälten, und sich keine unnützen Ausgaben machten, so waren sie immer mit dem zufrieden, was sie hatten, und behielten von ihrem Einkommen, so klein es auch war, immer noch etwas übrig, um ihren dürftigen Mitmenschen kleine Wohlthaten zu erzeigen, und einen Sparpfennig zurück zu legen.

Sehr viel trug es zu ihrem Glücke bei, daß sie immer beschäftigt waren. Der Lehrer war unermüdet in seinem Berufe, in dem er seine Lust und Freude fand. Therese besorgte die Haushaltung, die ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung war. Wenn der Lehrer die Schule geendigt hatte, kam gewöhnlich Therese noch auf eine Stunde, unterrichtete die Mädchen im Stricken und Nähen, und erzählte ihnen dabei manches Lehrreiche, oder sang mit ihnen ein schönes Lied.

Die Lehrerin nähte und stickte in ihren freien Stunden, womit auch sie Vieles erwarb. Ueberdies half sie ihrem Manne in Besorgung des Gemüsegartens. Der Lehrer nahm immer einige größere Schulknaben zu sich, wenn er zu Wartung oder Veredlung der Bäume etwas vorzunehmen

hatte; die Lehrerin zeigte den größeren Mädchen in dem Gemüsegarten Alles, was zu dessen Bestellung nöthig ist. Nach wohlvollbrachtem Tagewerke waren Lehrer und Lehrerin immer sehr zufrieden mit sich. „Man fühlt sich doch nie glücklicher,“ sagten sie oft, „als wenn man zum Glücke Anderer beiträgt.“

Ihre größte Glückseligkeit aber fanden sie in ihren eigenen Kindern, mit denen ihre Ehe gesegnet war. Katharine, ihr erstes Kind mit den blauen Augen und den reichlichen blonden Locken, glich der Mutter; eben so ähnlich war ihr Sophie, das zweite. Der kleine Fritz, ein gar lebhafter Knabe, war dem Vater ähnlich. Noch andere Kinder kamen nach. Alle blühten wie Rosen, und waren schuldlos und schön wie die Engel. Als die größern Kinder anfingen zu reden, und täglich mehr Liebe und Zutrauen gegen die Mutter und den Vater an den Tag legten, nahm die Freude beider Eltern an ihnen täglich zu. Beide vereinigten ihre Kräfte, die Kinder gut zu erziehen. Und da die Kinder folgsam waren, und die Erziehung an ihnen täglich schönere Früchte brachte, so fühlten die Eltern sich so selig, als wären sie schon im Himmel.

Wenn die Mutter an schönen Frühlingstagen auf der Bank unter dem Apfelbaume saß und nähte, die kleineren Kinder zu ihren Füßen mit Blumen

spielten, die größern ab- und zuliefen, und sie um allerlei fragten, während rings umher Alles grünte und blühte, und auf dem Baume über ihr die Grasmücke sang, so fing sie oft selbst an, vor Freude und innerer Zufriedenheit zu singen. Als ihre Kinder etwas größer geworden, so sang sie ihnen mit ihrer lieblichen Stimme manches Kinderliedchen vor, um das Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne früh in ihnen zu erregen. Die Kinder sangen, gleich jungen zwitschernden Vögelchen, bald auch ein wenig mit. Der Lehrer ward von dem erfreulichen Anblicke der liebreichen Mutter in Mitte ihrer Kinder und von ihrem lieblichen Gesange so gerührt, daß er ein eigenes Lied für Mutter und Kinder verfaßte. Da es, wiewohl ganz kunstlos, dem Orte und der Stelle, wo es gesungen wurde, ganz angemessen war, so wurden die Kinder davon entzückt, und es machte auf ihre zarten Herzen den tiefsten Eindruck.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen, da die Sonne eben aufgegangen war, und mit ihren goldenen Strahlen Berg und Thal erleuchtete, kein Wölklein den reinen blauen Himmel trübte, und Laub und Blüthen, Gras und Blumen vom Thaue funkelten, sang die gute Mutter in Mitte ihrer Kinder das Lied unter dem Apfelbaume das erste Mal.

Frühlingslied einer Mutter, mit ihren Kindern zu singen.

Mit Laub und Blüthen schmücken
Sich wieder Berg und Thal;
Und rings um uns erblicken
Wir Blumen ohne Zahl.

Das Herz im Leibe lachet,
Wenn wir sie nur ansehn;
Sagt, Kinderlein, wer machet
Doch Alles rings so schön?

Wer läßt die Sonne strahlen,
Wer gibt ihr Glanz und Schein?
Wer mag die Blümlein malen,
So lieblich, zart und fein?

Ihr wißt, es ist nur Einer,
Der Alles dies gemacht;
Der liebe Gott, sonst Keiner
Schuf alle diese Pracht.

Er schuf dort jene Eichen,
Das kleine Veilchen da,
Den Blüthenbaum desgleichen,
Und Alles fern und nah.

Der große Gott vollführte
Des Himmels Wunderbau,
Der liebe Gott, der zierte
Ihn mit dem holden Blau.

Ja, was wir sehn und haben,
Leib, Leben und Verstand,
Sind alles lauter Gaben
Aus Seiner milden Hand.

So laßt uns Ihn denn loben,
Schaut freudig himmelwärts;
Den guten Gott da droben —
Preist Ihn mit Mund und Herz!

Wer wollte Ihn nicht ehren,
Nicht froh zu Ihm aufschau'n?
Sein theures Wort nicht hören,
Nicht beten voll Vertrau'n? —

O hebt die kleinen Hände
Mit mir zu Ihm empor!
Denn, Kinderlein, wo fände
Man ein geneigters Ohr?

Hört an, was ich jetzt sage,
Und stimmet mit mir ein;
Ja, prägt für alle Tage
Es eurem Herzen ein:

„Sieh in der Kinder Mitte,
O Gott, die Mutter stehn!
Erhöre ihre Bitte,
Erhör' der Kinder Flehn!

Gib, daß sie Dich erkennen,
Sich Deiner Güte freu'n,
Zu Dir von Liebe brennen,
Von Herzen fromm und rein!

Bewahre sie vor Sünde,
Vor Elend und vor Noth;
Gib jedem armen Kinde
Sein täglich Stücklein Brod.

Ach leite sie auf Erden
Den Weg zum Himmelreich;
Laß sie einst selig werden
Und Deinen Engeln gleich!

Möcht' Keines Dir misfallen,
Ach Kein's verloren seyn!
O führ' mich einst mit Allen
Zu Dir in Himmel ein!

Das Lied wurde an schönen Frühlingstagen noch oft mit erneuter Freude wiederholt. Auf diese und ähnliche Weise suchten die Eltern den Kindern Frömmigkeit einzupflanzen. Mehr als alle, auch die schönsten Worte wirkte das fromme Beispiel der Eltern. Die Kinder wurden von Herzen fromm, und deßhalb auch gutmüthig, freundlich, und zu allem Guten willig. Wie Vater und Mutter der ganzen Gemeine ein Beispiel tugendhafter Eltern und friedlicher Eheleute waren, so wurden ihre Kinder der Jugend ein Beispiel von Unschuld, Freundlichkeit und einem wohlgesitteten Betragen. Der alte Pfarrer sagte öfter: „Die Familie des Schullehrers ist die glücklichste in dem Dorfe, weil sie die frömmste und tugendhafteste ist.“

Viertes Kapitel.

Theuerung und Krankheit.

So glücklich der Schullehrer mit seiner Familie lebte, so hatte er dennoch seine Leiden und Wider=

wärtigkeiten. Allein er nahm sie willig von Gottes Hand an. Er sagte: „Wie nicht immer heller Sonnenschein und ein klarer blauer Himmel seyn kann, sondern auch trübe Regentage kommen müssen, damit die Feldfrüchte wachsen und zur reichen Aernte gedeihen; so muß es auch im menschlichen Leben, zum Wachsthum und Gedeihen in der Tugend, Wolken und Stürme geben, wenn wir uns einst in der Ewigkeit einer reichen Aernte erfreuen sollen.“

Einmal wurde es in dem Lande sehr theuer; das Getreide galt gerade noch einmal so viel, als gewöhnlich. Das kleine Einkommen des Lehrers wollte für die vielen Kinder bisher schon nicht mehr zureichen. Ueberdies gaben die Kinder der guten Mutter sehr viel zu thun. Sie hatte für ihre Kinder immer so viel zu nähen, zu flicken und zu stricken, daß sie mit Nähen und Stricken für Andere wenig mehr verdienen konnte, und dieser einträgliche Nebenverdienst fast ganz aufhörte. Die guten Leute kamen daher bei der gegenwärtigen Theuerung in große Noth.

„Ach,“ sagte die Mutter einmal zu dem Vater, „man sieht der Mehltruhe schon wieder auf den Boden! Woher werden wir Brod nehmen für so Viele? Dabei haben wir noch manche andere nothwendige Ausgaben. Erst heute brachte der Schuhmacher drei Paar neu gesohlte, und zwei Paar

ganz neue Kinderschuhe. Auch ist dein grauer Rock, den du auf alle Tage anhast, so abgenützt, daß man alle Fäden daran zählen kann. Wir können unmöglich mehr Geld genug auftreiben, uns und unsere Kinder ordentlich zu kleiden und zu ernähren.“ Sie war sehr bekümmert.

Der Lehrer suchte sie zu trösten. Er setzte sich an sein Klavier und stimmte das schöne Lied an:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hofft auf Ihn zu jeder Zeit,
Den wird Er wunderbar erhalten,
Trotz aller Noth und Dürftigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Die größern Kinder, und endlich auch die Mutter stimmten von Herzen in den Gesang mit ein, und schöpften wieder frischen Muth.

Sobald das Lied geendet war, trat der Pfarrer in die Stube. Er hatte eben einen Kranken besucht, sie im Vorbeigehen singen hören, und ward von ihrem Vertrauen auf Gott bei dieser harten Zeit innig gerührt. „Lieber Lehrer,“ sagte er, „ich will Ihnen ein oder zwei Malter Getreide zu dem gewöhnlichen Preise geben. Ich habe, wie Sie wohl wissen, selbst nur geringe Einkünfte; sonst würde ich Ihnen das Getreide schenken. Sie können es mir aber, wenn bessere Zeiten kommen, mit Gelegenheit bezahlen.“

Eltern und Kinder waren hoch erfreut, und dankten dem Pfarrer mehr mit Thränen als mit Worten. Das erhaltene Getreide reichte gerade bis zur Aernte, wo dann wieder wohlfeiles Getreide zu haben war. Die Noth, die sie erlitten hatten, gereichte ihnen indeß zum großen Segen. Sie hatten nun erfahren, daß Gott in der Noth helfe. „So groß die Noth war,“ sagte der Vater, „so mußte doch keines von euch, meine lieben Kinder, je hungerig zu Bette gehen. Unser Kummer war größer als die Noth. Gott half zu rechter Zeit, und gab uns Brod. Laßt uns Ihm danken, und auf's Neue auf Ihn vertrauen.“ — Die Kinder lernten die Gaben Gottes mehr schätzen. Sie erkannten es deutlicher und heller, daß Gott der allgemeine Brodvater sey, und beteten von der Zeit an mit noch mehr Andacht vor und nach dem Tische. Sie verstanden die schönen Worte nun erst recht: „Aller Augen warten auf Dich, o Herr, und Du gibst ihnen Speise zu rechter Zeit.“

Ein anderes Mal bekamen die Kinder das Scharlachfieber. Die liebevolle Mutter ging bekümmert von einem Krankenbettchen zum andern. Sie brachte mehrere Nächte schlaflos zu. Der Vater bat sie dringend, doch wenigstens einige Stunden in der Nacht zu schlafen, indem ja er bei den Kindern wache. Allein sie war um die Kinder zu besorgt, als daß sie hätte schlafen können. „Es sind

der Kranken zu viele," sagte sie; „wir haben Beide genug zu thun, um sie zu verpflegen." Auch fielen der bekümmerten Mutter ihre dürftigen Umstände zu dieser Zeit noch schwerer auf das Herz. „Ach," sagte sie eines Morgens nach einer bangen Nacht, „so viele kranke Kinder, und fast kein Geld im Hause! Ich sehe da keinen Ausweg mehr; mein Herz ist äußerst bedrängt."

Da setzte sich der Lehrer an das Klavier, und sang voll frommen Vertrauens zu Gott die Worte des schönen Liedes:

„Empfiehl du deine Wege,
Und was dein Herz bedrängt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, Der die Himmel lenkt;
Der Sternen, Wolken, Winden
Bestimmet ihre Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann."

Die bekümmerte Mutter wurde wieder getrost, und die Kinder wurden dann auch bald wieder gesund.

Auch dieses Leiden gereichte den Eltern und Kindern zum Segen. Die Kinder erkannten es mit Dank, wie viel die Eltern an ihnen gethan hatten. Bisher hatten die Kinder es noch nie so gefühlt, wie lieb sie ihrer Mutter und ihrem Vater seyen, und liebten nun beide noch herzlicher als vorhin. Katharine sagte noch sehr oft zur Mutter:

„O liebste Mutter, in meinem Leben werde ich es nie vergessen, wie viele Liebe du mir in meiner Krankheit erwiesen hast! Ich werde mich gewiß befleißen, eine so gute, liebevolle Mutter nie zu betrüben, sondern ihr durch Gehorsam, Fleiß und Wohlverhalten stets Freude zu machen.“ Eltern und Kinder fühlten sich in der Liebe gegen einander noch glücklicher als zuvor. Auch erkannten die Kinder, was für eine große Wohlthat Gottes es um die Gesundheit sey, und dankten Gott täglich dafür. Die Krankheit hatte so ihre Glückseligkeit vermehrt.

Fünftes Kapitel.

Die kranke Mutter.

Es ging dem Lehrer und seiner Familie nun wieder sehr gut. Ein Paar Jahre verflossen ihnen in Ruhe und Zufriedenheit, ohne besondere Widerwärtigkeit. Allein jetzt suchte Gott das Haus dieser guten Menschen mit einem großen Leiden heim.

Der Lehrer hatte sich über die Geburt seines neunten Kindes aufrichtig gefreut; allein die Mutter wurde bedenklich krank, und konnte lange Zeit das

Bett nicht mehr verlassen. Indeß schien es sich mit ihr zu bessern; sie konnte des Tages einige Stunden wieder außer Bette zubringen. An dem Geburtstage ihrer Tochter Katharine blieb sie den ganzen Tag auf. Da sie jedoch sich noch zu schwach fühlte, Hausgeschäfte vorzunehmen, so suchte sie einen Strohhut, den ihr schon in Lindenberg Fräulein Leonore geschenkt hatte, hervor, um ihn zu einem Geschenke für Katharinens Geburtstag zurecht zu machen. Der Hut war nun freilich ziemlich schadhaft. Allein sie wußte die schadhaften Stellen sehr geschickt auszusondern, den Hut kleiner zu machen, und ihn so zierlich herzurichten, daß er, wenn man ihn nicht zu genau besah, für einen neuen Hut gelten konnte. Katharine hatte über dieses Geschenk, mit dem sich die Mutter so viele Mühe gegeben, eine große Freude. Es fiel ihr wohl ein, daß ein hübsches grünes, blaues oder rothes Band auf dem schönen gelben Hute sich sehr gut ausnehmen würde. Sie hätte auch sehr gern ein solches Band gehabt, und sie wünschte, der Vater möchte ihr zu ihrem Geburtstage eines kaufen. Sie zweifelte auch nicht, der Vater werde, wenn sie ihn freundlich darum bitte, ihr das Geld dazu geben. Allein sie ließ sich von ihrem Wunsche nichts merken. Das bescheidene Mädchen dachte: „Der gute liebe Vater hat so viele nöthige Ausgaben für uns Kinder zu bestreiten; es wäre eine

Sünde, von ihm noch Geld zu unnöthigem Putze zu verlangen.«

Die Mutter hatte mit der kleinen Arbeit fast den ganzen Tag sehr vergnügt zugebracht. Allein die Nacht darauf wurde sie sehr krank. Sie klagte über heftige Schmerzen, und verfiel in eine solche Schwäche, als wollte sie auf der Stelle sterben. Der erschrockene Vater zündete Licht an, und weckte Katharinen. Katharine weckte die übrigen Kinder. Alle kamen weinend und schluchzend in die Schlafkammer der Mutter. Es war ein großer Jammer. „Ach liebste Mutter,“ rief eines der Kleinen, die Aermchen zum Bette emporstreckend, „ich bitte dich, stirb doch nicht!« Sogar das Kleinste in der Wiege wurde von dem lauten Jammern im Schlafe gestört, und fing an laut zu weinen.

Die Mutter ward von dem Anblicke und dem Jammergeschrei der Kinder heftig erschüttert. Der Vater führte die Kinder in die Wohnstube und sagte: „Liebe Kinder! Betet, o betet für eure Mutter.« Alle knieten sogleich nieder, und erhoben die kleinen Händchen. Der Vater sah, bei dem trüben Scheine der Oellampe, die er in der Hand hielt, die Reihe der neun Kinder, von denen Katharine das kleinste auf dem Arme hatte, mit nassen Augen so an, und der traurige Anblick schnitt ihm durch das Herz. Katharine betete ihnen vor: „Lieber Vater im Himmel! Ach nimm uns unsere

liebe Mutter nicht! Ach laß sie doch wieder gesund werden!« „Ja, liebster Gott, bester Vater im Himmel,« seufzte der Lehrer in seinem Innersten, „Du siehst diese weinenden neun Kinder! Du weißt meinen Jammer! Du wirst diesen armen Kindern ihre geliebte Mutter, die sie so nöthig haben, nicht nehmen!«

Er ging wieder in die Kammer, und setzte sich an das Bett der kranken Mutter. Er zitterte vor Bangigkeit, und sah beinahe blässer aus, als die kranke Mutter, die anfing, sich von ihrer Schwäche zu erholen. Sie sagte mit noch schwacher Stimme: „Kümmere dich doch nicht so, liebster Mann! Ich fühle mich schon ein wenig besser. Gott wird helfen! Sey du ruhig, und bringe die Kinder zu Bette.« Er that es. Nur Katharine blieb auf. Die Nacht verfloß unter Bangigkeit und Aengsten, und unter stillen Gebeten.

Als der Morgen anbrach und röthlich in das Fenster schien, ging Katharine, um ihre Taufpathe, die Försterin, zu rufen. Die Försterin kam sogleich. „Nun Gottlob,« rief der Lehrer, „daß Ihr da seyd, wertheste Frau Gevatterin! O bleibt doch bei der Kranken, und habt wohl auf sie Acht. Ich eile zu dem Arzte in die Stadt.« Er nahm Hut und Stock. Allein die Kranke sagte: „O bleib doch, liebster Mann! Doctor und Apotheker sind für uns zu theuer. Wir haben bereits das nächste

Quartal eingenommen. Weitern Vorschuß, sagte der Stiftungspfleger sehr ernstlich, dürfe er uns nicht ausbezahlen. Ich fühle mich auch wirklich schon um vieles besser. Ich hoffe, der gütige Gott werde mein Arzt seyn, und mich, was Er leicht kann, ohne Arzeney gesund machen. Sieh wenigstens noch einen oder zwei Tage zu.«

Die Försterin sprach: »Liebste Frau Gevatterin! Ich glaube, daß sie Recht haben. Ja, ich halte dafür, daß der Anfall in der vergangenen Nacht nicht so gefährlich war, als es anfangs schien. Sie sind gestern zu lange aufgeblieben; Sie haben Ihren Kräften mehr zugemuthet, als Sie noch leisten können. Die Arbeit, die Ihnen der Hut machte, war Ihnen sonst wohl nur ein Spiel; allein jetzt war die kleine Arbeit für Sie doch noch eine zu große Anstrengung. Glauben Sie mir, die Schwäche die heute Nacht Sie befiel, kam lediglich von der Ermüdung her. Ich weiß das Alles aus Erfahrung. Ich hatte im verflossenen Jahre, wie Sie wissen, eben diese Umstände. Der Arzt aus der Stadt hat mir eine Kräuterkur verordnet, die mich bald wieder herstellte. Diese Kräuter, die in unserer Gegend wachsen, dürften auch für Sie das dienlichste Mittel seyn.«

Die Schullehrerin gab ihr Recht; allein der Lehrer hatte noch seine Bedenklichkeiten. Er sagte: »Die Umstände scheinen mir doch nicht ganz die näm-

lichen. Und dann ist auch die Natur der Menschen sehr verschieden. Die Arzeney, die dem Einen heilsam ist, kann einem Anderen unnütz, ja sogar schädlich seyn. Eben deßhalb ist ein Arzt nothwendig, der allein dieses zu beurtheilen weiß.« Er wollte gehen. Allein die beiden Frauen bestanden darauf, erst die Kräuterkur zu versuchen. »Sie kann durchaus nicht schaden,« sagte die Försterin; »und wenn der Anfall wieder kommen sollte, kann man allemal noch den Arzt rufen.« Sie nannte die Kräuter, und beschrieb, wie man sie brauchen müsse. Katharine, die für ihre Taufpathe eben diese Kräuter gesammelt hatte, erbot sich, dieselben sogleich herbei zu schaffen. Die Lehrerin bat den Lehrer sehr dringend, ihr zu gestatten, diese Kur zu gebrauchen. Der Lehrer gab endlich nach, betheuerte aber, wenn seine geliebte Therese innerhalb zwei, höchstens drei Tagen nicht merklich besser werde, so werde er keinen Einwendungen mehr Gehör geben, und unverzüglich zu dem Arzte in die Stadt eilen. »Ach,« sagte er, »nur zu lange schon haben wir, aus Scheu vor den Kosten, zugesehen; wir hätten uns an die alte goldene Regel halten sollen: Wende dich sogleich zu Anfang einer bedenklichen Krankheit an einen richtigen Arzt, sonst könnte am Ende die Hülfe zu spät kommen.«

Sechstes Kapitel.

Das Fräulein auf dem Schloßberg.

Katharine setzte ihren Strohhut auf, nahm ein Körbchen an Arm, und sagte zu ihrer Mutter: „Ich werde mit den Kräutern schon recht bald zurück kommen; droben auf dem Schloßberge, nicht weit von der alten, zerfallenen Ritterburg, wachsen sie in Menge.“ Da sagte der kleine Fritz: „Katharine, nimm dich wohl in Acht, daß du der alten Burg nicht zu nahe kommst. Dort läßt sich das Burgfräulein zu Zeiten sehen. Die ist den Kindern gar nicht hold, und könnte dir leicht ein Leid anthun!“ „Ei,“ sagte Katharine, „das ist nur so ein Mährlein, das man für ungehorsame Kinder erdachte, damit sie sich nicht zu nahe zu dem alten Gemäuer hinwagen, und nicht etwa ein Stein auf sie herabfalle, und sie todt schlage.“

Katharine ging durch den Garten, und pflückte im Vorbeigehen von der Hecke eine Hopfenrebe ab, die mit schönen dunkelgrünen Blättern und blaßgrünen schuppigen Fruchtzäpfchen, gewöhnlich Hopfenblüthen genannt, reichlich geschmückt war. Sie schlang die Hopfenrebe anstatt des fehlenden Bandes zierlich um den Hut, und eilte dem Schloßberge zu.

Der Weg am Berge hinauf führte bald über

sonnige Stellen voll duftender Kräuter, bald durch schattige Gebüsche. Als sie sich rings von Haselbüschen und Hagerosensträuchen umgeben sah, kniete sie nieder, blickte zum Himmel und betete mit aufgehobenen Händen inbrünstig für ihre Mutter. Sie ging weiter, und kam auf einen freien Platz, nicht weit von der verfallenen Burg, wo sie unter einer Menge anderer Kräuter diejenigen erblickte, die sie suchte. Sie fing an zu pflücken, und betete beständig innerlich zu Gott: „Liebster Vater im Himmel! Segne diese Kräuter; laß meine liebe Mutter wieder gesund werden; hilf uns in unserer Noth!“ Alles rings umher war stille; nur die Grillen ließen sich hören, und hie und da zwitscherte ein Vögelein auf den nahen Sträuchen.

Da Katharine ihr Körbchen bereits gefüllt hatte, war es ihr auf einmal, als hörte sie Jemanden kommen. Sie blickte auf, und aus dem dunkeln Gebüsche kam eine weißgekleidete, weibliche Gestalt mit so leichten Tritten hervor, als schwebte sie. Um das Haupt hatte sie ein feines weißes Tuch, wie man es vor Zeiten zu tragen pflegte, ehe die Ritterburg auf dem Berge zerstört wurde, und wie es auf einem alten Gemälde der Kirche im Dorfe noch zu sehen war. Katharine empfand einen kleinen Schauder; indeß faßte sie Muth, und blickte die unerwartete Erscheinung fest an. Die zarte jungfräuliche Gestalt war nicht größer als Katha-

rine, und schien von eben demselben Alter. In der rechten Hand hielt sie eine kleine grüne Geldtasche mit einem silbernen Schlosse, und mit der linken hielt sie das blendend weiße Tuch, daß ihren Kopf umgab, unter dem Kinne zusammen. Sie lächelte so freundlich, und ihr Angesicht war so lieblich und blühend, daß Katharinen alle Furcht verging.

„Liebes Kind!“ sagte das Fräulein mit sanfter Stimme, aber etwas schnell, und in einer Katharinen unbekannten Aussprache, „wäre es dir wohl mit einem hübschen Stücke Geld gedient?“ Katharine war über diese Frage nicht wenig verwundert. „Geld,“ sagte sie, „könnten meine Eltern jetzt wohl brauchen. Allein wie wissen Sie davon! Wie kommen Sie auf den Einfall, mir Geld anzubieten?“

„Höre einmal!“ sagte das fremde Fräulein, das nichts weniger als eine Erscheinung war, wie Katharine anfangs beinahe geglaubt hätte; „ich habe diesen Augenblick, durch einen kleinen Unglücksfall, meinen Hut verloren. Ich komme weit her, und habe noch eine weite Reise vor mir. Du würdest mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn du mir deinen Hut gegen gute Bezahlung abtreten wolltest! Möchtest du wohl?“

„O recht gern,“ sagte Katharine; „der Hut ist zwar ganz artig, und mir sehr lieb. Er ist ein Geschenk von meiner Mutter, und sie trug ihn

ehemals selbst. Erst gestern machte sie ihn für mich zurecht, und ich habe ihn heute das erste Mal auf. Er freut mich ganz ungemein. Allein meiner Mutter zu lieb verkaufe ich ihn gern! Ach, ich wäre bereit, mein Leben für sie zu geben!«

„Nun, das ist schön!« sagte das Fräulein. „Allein was verlangst du für den Hut? Fordere einmal! Wie viel soll ich dir bezahlen?“ Katharine sagte: „Ich weiß den Hut nicht zu schätzen. Er ist freilich schon etwas abgenützt, und dürfte nicht lange mehr halten. Allein ich denke, einen kleinen Thaler sollte er doch werth seyn.« „Ei,“ rief das Fräulein, „das ist zu wenig. Der Hut ist sehr fein, und ganz so, wie die Hüte, die man jetzt trägt. Da ich ihn eben nöthig habe, so geb' ich dir einen großen Thaler für den Hut. Allein nun sage, was verlangst du für die herrliche Hopfenguirlande, die um den Hut geschlungen ist?«

Katharine blickte das Fräulein verwundert an, und meinte, sie scherze. Sie scherzte aber nicht. Das gute Fräulein war nämlich in einen etwas seltsamen Irrthum verfallen. Da Katharine, zwar nur in blaugestreifte Leinwand, aber doch nach Art der vornehmeren Stände gekleidet war, und da ihr Strohhut zu den feinsten gehörte, so meinte sie, die natürliche Hopfenrebe, mit der er umschlungen war, sey eine künstliche, ja ein Meisterstück von Kunst.

Das Fräulein sagte daher, indem sie die Hopfenrebe mit wohlgefälligem Lächeln anblickte: „Sie ist in der That unvergleichlich! Sie ist einzig! Meine Mutter beschrieb unlängst Blumen aus Italien, die sehr theuer, aber lange nicht so schön waren. Sie prangten zwar mit lebhafteren Farben, allein diese bescheidenen blaßgrünen Blüthen und die dunkelgrünen Blätter gefallen mir doch besser. Sie nehmen sich auf dem gelben Hute, den sie so leicht und ungekünstelt umschlingen, ganz ungemein gut aus! Fordere nur, wie viel ich dir für die schöne Hopfenrebe bezahlen soll!"

„Ei, die schenke ich Ihnen in den Kauf," rief Katharine. „Sie nahm den Hut herab, und übergab ihn dem Fräulein. „Nein," sagte das Fräulein, „geschenkt kann ich die Hopfenblüthen nicht nehmen. Das wäre ein zu kostbares Geschenk." Sie nahm ihr weißes Tuch ab, setzte den Hut auf das schönlockige Köpfchen, und sagte: „Er ist mir eben recht, und ich denke, er steht mir sehr gut! Meinst du nicht?" Katharine nickte. „Nun, weißt du was?" sagte das Fräulein, „Wir wollen nicht viel unnöthige Worte machen; denn ich habe Eile. Ich bezahle dir für den Hut, wie gesagt, einen großen Thaler, für die schönen Hopfenblüthen aber drei große Thaler. Das sind sie werth; denn sie sind ganz Natur!"

„Das sind sie freilich," sagte Katharine lächelnd;

„allein ich begreife nicht, warum sie deßhalb so ungeheuer viel werth seyn sollten. Ich denke, in der ganzen Welt ist kein Mensch, der so viel für so ein Hopfenreislein geben würde.“ „Ah,“ sagte das Fräulein, „du verstehst dich nicht auf solche Putzwaaren.“ Sie nahm ein Goldstück aus ihrer Geldtasche, bot es ihr hin, und sagte: „Das Gold hier ist vier große Thaler werth. Da! nimm es ohne weitere Umstände.“ Katharine sagte sehr ernstlich: „Ich kann es nicht nehmen; es ist einmal zu viel!“ „Nun,“ sagte das Fräulein, „wenn es dir nicht zu wenig ist, mir ist es nicht zu viel!“

Katharine, der es gar nicht in Sinn kam, das Fräulein halte die natürliche Hopfenrebe für eine künstliche, fuhr fort, sich zu weigern. Sie wollte eben sagen, daß an ihrer Hecke und in ihrem Hopfengarten viele tausend solche Zweige wachsen, und daß man für so viel Geld einen ganzen großen Sack voll kaufen könne; und so wären endlich Beide ins Klare gekommen. — Allein da erscholl plötzlich ein Posthorn. „Je,“ rief das Fräulein, „da ist mein Kutscher schon oben am Berge! Meine Mutter winkt mir mit ihrem weißen Tuche! Lebe wohl!“ Sie warf das Goldstück in das Körbchen mit Kräutern, eilte mit schnellen Schritten der Kutsche zu, und stieg ein. Der Postillion schwang die Geißel, und da die Straße dort sogleich wieder bergab ging, so war die Kutsche in einigen Augen=

blicken verschwunden, als wäre sie in die Erde versunken.

Katharine würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn sie das Goldstück nicht unter den Kräutern gefunden hätte. Sie sann vergebens hin und her, was doch wohl das Fräulein möge bewogen haben, ein Hopfenreislein theurer als den Hut, ja sogar mit Gold zu bezahlen. „Doch,“ sagte sie endlich, „sey das, wie es wolle, so viel scheint mir gewiß: Gott habe mein Gebet für meine Mutter erhört, und wolle ihr mit dem Golde in ihrer Krankheit Hülfe und Erquickung verschaffen.“

Siebentes Kapitel.

Die liebevollen Kinder.

Katharine betrachtete das glänzende Goldstück und sagte: „Welche Freude werden meine lieben Eltern über das Gold haben, das ihnen wahrlich Hülfe vom Himmel ist! Ich muß es ihnen nur sogleich bringen. Kräuter habe ich für heute genug gepflückt. Das Körbchen aber, sagte sie, indem sie es auf den Kopf nahm, dient mir, da die Sonne so heiß scheint, recht hübsch anstatt des Strohhutes, und gibt mir Schatten.“ Sie eilte flüchtig, wie ein junges Reh, den Berg hinunter.

„Liebste Eltern!“ rief sie sogleich unter der Stubenthüre; „mir ist ein seltenes Glück begegnet! Seht da ein Goldstück, das vier große Thaler im Werth' haben soll!“ „Mädchen,“ rief der Vater mit erfreuten Blicken, indem er die schöne neue Karolin betrachtete, wo nimmst du das Gold her? Das ist Hülfe in der Noth! Elf Gulden sind für uns arme Leute eine große Summe Geldes.“

Die kranke Mutter setzte sich in dem Bette auf, nahm das Gold aus der Hand des Vaters in die ihrige, und auch ihre Blicke glänzten von Freude.

Der kleine Fritz aber sprach: „Wie, zeigt mir das Goldstück doch auch! Ich habe schon so viel vom Golde gehört; aber ich möchte doch auch einmal eines sehen!“ Die Mutter gab ihm das Gold. „O je,“ rief er, „ist's nur das! Ich meinte Wunder, was es wäre, da man so viel Aufhebens davon macht! Da haben wir in unserm kleinen Thale viel schöneres und helleres Gold in Menge. Was sollte ein solches kleines, gelbes Ding dagegen seyn! Abends, bei Untergang der Sonne, sind Wolken und Bergspitzen, der Mühlbach und die Fenster der Bauern lauter klares, rothschimmerndes Gold; ja die Sonne selbst, wenn sie so schön rund und glänzend untergeht, ist dann das herrlichste Goldstück.“

Katharine fing nun an zu erzählen, wie sie

das Goldstück von einem fremden Fräulein für den Hut erhalten habe. Da wurden die heitern Blicke der Mutter wieder trübe und traurig. Die Mutter dachte, das Fräulein müsse Katharinen bloß aus Versehen ein Goldstück von so großem Werthe gegeben haben.

Katharine legte die Traurigkeit der Mutter unrecht aus und sagte: „Ach liebste Mutter! zürne doch nicht, daß ich den Hut, mit dem du dir so viele Mühe gegeben und ihn mir zum Geburtstage geschenkt hast, verkauft habe! Der hübsche Hut freute mich sehr, und war mir als ein Geschenk von dir doppelt lieb. Es kam mich recht hart an, ihn zu verkaufen! Allein du, liebste Mutter, bist mir noch unendlich lieber, als mir der Hut war. Ich verkaufte ihn nur, um das Geld dir zu bringen, das du jetzt in deiner Krankheit so nöthig hast.“

„Sey ruhig, liebe Katharine,“ sagte die Mutter; „deine Liebe zu mir rührt mich sehr! Du bist ein gutes Kind! Allein das Gold da können wir mit gutem Gewissen nicht behalten. Es muß da ein Mißverständniß obwalten!“

„Freilich wohl,“ sagte der Vater; „vier große Thaler gibt kein Mensch, der bei Sinnen ist, für einen alten Strohhut. Das Fräulein muß entweder sich in dem Golde vergriffen haben, oder sie muß ein sehr albernes Ding seyn; man sollte ihr gar kein Geld unter die Hand lassen.“

Katharine sagte: „Sie gab mir für den Hut eigentlich nur einen großen Thaler. Die drei weitern Thaler gab sie mir für die Hopfenblüthen, womit ich den Hut geschmückt hatte. Sie sagte dies ausdrücklich.“ Katharine wiederholte alle Worte, die das Fräulein gesagt hatte.

„Nun ist mir Alles klar!“ sprach die Mutter. „Das fremde Fräulein meinte, die Hopfenrebe, die an unserm Zaune gewachsen ist, sey von den künstlichen Händen irgend einer Putzmacherin verfertigt worden; deßhalb bezahlte sie so viel dafür.“

„So ist es,“ sprach der Vater, „und wir müssen dem Fräulein das Gold wieder zurückstellen.“ „Das müssen wir,“ sagte die Mutter; „die drei großen Thaler wären ihr wie abgestohlen, wenn wir sie behielten.“

„Da habt ihr Recht, meine liebsten Eltern,“ sagte Katharine, „und nun begreife ich erst, warum das Fräulein die Hopfenrebe gar so bewunderte. Wir verstanden einander nicht. Sie sagte, die Hopfenblüthe sey ganz Natur, und ich einfältiges Mädchen nahm dieses im buchstäblichen Sinne, und gab ihr vollkommen Recht. Allein sie wollte, sehe ich nun wohl, mit dem Ausdrucke bloß sagen, der Hopfen sey, wie sie meinte, ganz nach der Natur gemacht. Es ist ein seltsamer Irrthum! Allein wie können wir dem Fräulein das Gold wieder zurückgeben? Ich weiß nicht einmal ihren

Namen, noch woher sie komme, und wohin sie reise?«

„Das Alles können wir auf der nächsten Post, von der das Fräulein herkommt, leicht erfahren,“ sprach der Vater. „Da sie mit Postpferden reiset, so ist ihr Namen, oder doch der Namen ihrer Mutter in dem Postbuche eingeschrieben. Auch erkundigt sich die Frau Postmeisterin immer sehr genau nach Namen, Wohnort und Verhältniß der Reisenden. Setz' dich also nur sogleich hin, schreib an das Fräulein, und mache den Brief bis auf die Addresse fertig. Die Addresse wird dir dann die Frau Postmeisterin sagen; Brief und Geld kannst du dann sogleich auf der Post abgeben. So bekommt das Fräulein ihr Geld sogleich wieder. Denn davor bewahre mich Gott, daß unrechtes Gut unter mein Dach komme; es bringt keinen Segen in's Haus. Wenn nur das Fräulein nicht auch für den Hut zu viel bezahlte! Was meinst du, Therese?«

Die Mutter sagte: „Da das Fräulein den Hut sehr nöthig hatte, und der Hut, wiewohl er im Dienste etwas gelitten hat, doch immer noch so beschaffen ist, daß ihn das Fräulein noch einige Zeit mit Anstand tragen kann, so ist ein großer Thaler nicht zu viel dafür. So viel kann das Fräulein wohl geben, und wir können es nehmen, ohne unser Gewissen zu beschweren.«

Katharine, die im Briefschreiben wohl unterrichtet war, setzte nun den Brief an das Fräulein auf; der Vater sah ihn durch, änderte hie und da ein Wort, und hieß ihn gut. Katharine, die eine sehr nette Handschrift hatte, schrieb ihn zierlich ab. Der Brief lautete so:

„Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Es war für mich eine Freude, Ihnen auf Ihrer Reise mit einem Hut auszuhelfen, den Sie mir sehr gut zu bezahlen die Güte hatten. Allein mit den Hopfenblüthen auf dem Hute ist ein großer Irrthum vorgegangen, den Sie nur zu bald werden entdeckt haben; auf den mich aber meine lieben Eltern erst diesen Augenblick aufmerksam machten. Ich bedauere sehr, daß ich den Irrthum nicht früher bemerkte, und ihnen nicht sogleich ausdrücklich sagte, die Hopfenrebe, die Sie so theuer bezahlten, sey kein Werk der Kunst, sondern nur ein ganz natürliches Hopfenzweiglein, das an unserm Gartenzaune gewachsen ist. Ich sende Ihnen daher die drei großen Thaler, die Sie mir dafür gaben, zurück, und behalte nur den Thaler für den Hut. Der Hut ist damit freilich mehr als hinreichend bezahlt. Allein den wohlwollenden Gesinnungen zufolge, die Sie gegen mich armes Mädchen äußerten, wollten Sie mir ja über den Werth des Hutes noch ein gütiges Geschenk machen. In dieser Ueberzeugung

danke ich Ihnen für Ihre freundliche Güte, empfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen, und verbleibe Hochachtungs=voll Ihre

gehorsame Dienerin
Katharine Hermann."

Die Mutter gab ihr nun das Goldstück und sagte ihr: „Bitte die Frau Postmeisterin, es zu wechseln, und dir vier große Thaler dafür zu geben. Drei davon schließest du dann dem Briefe bei, und bittest die Frau Postmeisterin, den Brief zu siegeln. Der vierte große Thaler für den Hut gehört aber dann dir, und du kannst damit anfangen, was du willst.“

„Ist das wahr, liebste Mutter?“ rief Katharine erfreut; „o so weiß ich schon, was ich damit thue. Da der Vater doch zweifelt, ob die Kräuterkur dir anschlagen werde, so gehe ich mit dem Thaler zum Doctor, und bitte ihn, dich, beste Mutter, wieder gesund zu machen. Für so viel Geld kann er es wohl thun. Es gibt dann freilich noch in der Apotheke zu bezahlen. Allein ich habe noch ein grünes, seidenes Halstuch, das mir die Frau Försterin, meine Taufpathe, verehrt hat. Es ist sehr schön und noch wie neu; ich hatte es kaum dreimal an. Das will ich dann auch mit Freuden verkaufen, und so können wir ohne Schulden hinausreichen, und Alles in Richtigkeit bringen.“

Als Sophie, Katharinens jüngere Schwester, dieses hörte, sagte sie: „Und ich will meine schöne Perlenschnur verkaufen, die ich von meiner Frau Taufpathe erhielt. Aus den Perlen lösen wir wohl etwas Rechtes.“ Es waren sehr schöne — Glasperlen von geringen Werthe, die aber Sophiens vornehmster Schmuck, und in ihren Augen ein großer Schatz waren.

Der kleine Karl rief: „Und ich will meinen Fuchs verkaufen!“ So nannte er sein Steckenpferd, auf dem er eben angeritten kam, und das ihm sehr lieb war. Die kleine Luise, die ihre Puppe auf dem Arme hatte, sagte: „Ich will mein Gretchen verkaufen. Der Abschied wird mir freilich schwer fallen. Ich werde weinen müssen. Allein der Mutter zu lieb gebe ich mich darein! Die Mutter braucht jetzt Geld, wie ich höre.“ „Nun brav,“ rief Karl, „da bekommen wir ja Geld wie Heu.“

Der Vater lobte die liebevollen Gesinnungen seiner Kinder; die Mutter hatte Thränen in den Augen. „Gute Kinder,“ sagte sie zu dem Vater, „sind in glücklichen Tagen die größte Freude der Eltern; im Unglück aber ihr bester Trost.“

Achtes Kapitel.

Die Postmeisterin.

Katharine machte sich nun sogleich zur Reise in das nächste Städtchen fertig, wo die Post war, und wohin man von dem Dörflein aus eine starke Stunde zu gehen hatte. Sie entlehnte den Strohhut, den sie ihrer Schwester Sophie abgetreten hatte. Auf Erinnerung der Mutter schnitt sie in dem Garten einige vorzüglich schöne Stauden Blumenkohl ab, und legte sie in einen Armkorb, um sie in der Stadt zu verkaufen. Denn die Mutter sagte öfter: „Wenn eine gute Haushälterin einen Gang über Feld, in den Garten, oder auch nur durch das Haus zu machen hat, so bedenkt sie immer, ob sie nicht nebenher ein anderes Geschäft verrichten könne, und geht nie gern mit leeren Händen.“

Als Katharine in dem Städtchen angekommen war, ging sie geradezu in das Posthaus, und trat in die untere Stube. Die Postmeisterin, eine wohlaussehende, redselige Frau, saß an dem Fenster, und strickte. Katharine grüßte sie freundlich und fragte, wer die fremde Frau und das Fräulein gewesen, die heute früh mit der Post hier durchgereist wären.

„Das war die Frau von Grünthal und ihre

Fräulein Tochter Henriette,“ sagte die Postmeisterin. „Sie kamen von ihrem Landgute Grünthal, und reisen in die Residenz, wo sich Herr von Grünthal schon einige Zeit aufhält. Sie gedenken dort einige Monate zu bleiben. Aber was gehen dich, armes Kind, diese vornehmen Frauenzimmer an? Was für Geschäfte hast du bei ihnen?“

Katharine zog den Brief und das Goldstück heraus, und sagte: „Fräulein Henriette bezahlte mir bei einem kleinen Handel drei große Thaler zu viel; ich möchte sie ihr gerne durch die Post zurückschicken, und deßhalb dieses Goldstück wechseln lassen.“

„Potz tausend,“ sagte die Postmeisterin, „das muß ja ein recht bedeutender Handel gewesen seyn, bei dem man sich um drei große Thaler verrechnen kann! Das säh' man dir, mein liebes Kind, nicht an, daß du so große Geschäfte machest! Doch, worin bestanden sie denn? Darf ich es wohl auch wissen?“

Als Katharine zu erzählen anfing, kam der Postknecht, der das Fräulein gefahren hatte und eben mit den leeren Pferden zurückgekehrt war, in seiner schönsten gelben Jacke und scharlachrothen Weste, herein. Er hatte einen Krug Bier in der Hand, und setzte sich damit an den untersten Tisch, in der Ecke der Stube. Er hörte ein wenig zu, und rief dann lachend: „Das ist ja die hübsche

Hopfenhändlerin, der das Fräulein von Grünthal für ein einziges Hopfenzweiglein von der nächsten, besten Hecke drei große Thaler bezahlte!«

„Wie, was!« rief die Postmeisterin, „drei große Thaler für ein Hopfenzweiglein? Das ist ja unerhört! Das ist wohl nicht geschehen, seit die Welt steht!«

„Wahrhaftig, das Mädchen versteht sich auf den Hopfenhandel!« sagte der Postillion, und griff nach dem Krug. „Ich wollte aber doch nicht, daß man jedes Hopfenreis mit drei großen Thalern bezahlen müßte. Da könnte ein ehrlicher Kerl, wie ich, keinen guten Trunk mehr thun! — „Doch,« setzte er noch bei, bevor er trank, „die kluge Hopfenhändlerin soll deßungeachtet leben!«

„Das ist eine seltsame Geschichte!« sagte die Postmeisterin. „Die muß ich recht aus dem Grunde erfahren. Komm, liebes Kind! Du wirst wohl müde, und hungerig und durstig seyn? Setze dich hieher zu mir auf diesen Sessel! Sieh! da hast du ein Gläschen süßen rothen Wein und weißes Brod. Du mußt mir aber Alles recht ausführlich erzählen. Wie kam das Fräulein dazu, dir einen Hopfenzweig abzukaufen? Was wollte sie damit anfangen? Das sag mir! Laß einmal hören!«

Katharine fing an: „Das Fräulein hatte auf der Reise den Hut vorloren!« „Was,« rief die Postmeisterin laut auf, „gar noch den Hut verloren!

Ich denke fast, sie hat zuvor den Kopf verloren! Allein wie kam denn das? Sie hatte, als sie dahier vor dem Posthause einstieg, den Hut ja noch auf. Es war ein sehr schöner Hut von grünem Tafet mit rosenfarbenem Futter. Er war mit einem schönen rosenfarbenen Bande unter dem Kinne festgebunden. Wie war es nun möglich, daß sie den Hut verlor?“

Katharine wußte dies nicht zu sagen. Allein der Postillion sagte: „Da kann ich Bericht erstatten! Da war ich dabei! Das Fräulein ist ein sehr lebhaftes, ziemlich unbesonnenes und leichtsinniges Kind. Sie konnte keinen Augenblick ruhen. Bald sang sie ein Liedchen, bald mußte ich ihr ein Stücklein auf dem Posthorn blasen; bald bog sie sich rechts, bald links aus der Kutsche, die Gegend zu besehen. Die Mutter mußte immer wehren, damit sie nicht gar hinausfiel. Dann saß sie wieder drei Augenblicke still; dann klagte sie wieder, es sey so heiß, und knüpfte das rothe Band auf, mit dem der Hut festgeknüpft war. Gleich darauf kamen wir an die schmale, steinerne Brücke, nicht weit von dem großen Wasserfalle. Als das Fräulein den reißenden Strom so zwischen Felsen und Gebüschen, ganz weiß vom Schaume herabstürzen sah, war sie vor Freude fast außer sich. Ich mußte auf der Brücke, wo man den Wasserfall am besten sehen kann, halten. Sie stand in der Kutsche auf,

und wunderte mit beiden Händen. „Wie das braust und schäumt,“ rief sie; „mir ist es, ich sehe einen Strom von Milch! Und wie das Wasser aufspritzt, und wie Silberstaub davonfliegt! Alle grüne Blättlein an den Gesträuchen, und die farbigen Felsen umher tröpfeln wie vom Regen.“ Solche schönen Worte brachte sie noch viele vor, die ich aber nicht alle merken konnte. Das Wundern wollte gar kein Ende nehmen. Da kam plötzlich ein Windstoß — und patsch! lag ihr schöner Sonnenhut mitten im Flusse. Sie wollte ihn im Fallen noch auffangen, und wäre beinahe ihm nachgeflogen. Zum Glücke hatte die Mutter sie noch gehalten. Ich war mit einem Sprunge vom Kutschenbock, und wollte den Hut mit der Peitsche herausangeln. Allein ich kam zu spät. Die brausenden Wasserwellen rissen den schönen Hut eilig mit sich fort, und kehrten ihn bald zu oberst, bald zu unterst, daß bald der grüne Ueberzug, bald das rothe Unterfutter aus dem Schaume hervorblickte. In wenigen Minuten sahen wir nichts mehr von ihm. Ich mußte heimlich lachen; indeß war es mir doch selbst leid um den schönen Hut!“

„Nun,“ sprach die Postmeisterin, „was sagte aber die Mutter zu dem Verluste des Hutes!“

„Die Mutter,“ sagte der Postillion, „machte eben nicht so viel daraus, als ich erwartete. Sie hatte über die Gefahr des Fräuleins, die bei einem

Haar über die Brücke hinunter in den tobenden Fluß gestürzt wäre, einen großen Schrecken gehabt. Sie zitterte, und sah so bleich aus, wie das Gipsbild dort auf dem Ofen. Sie gab ihrer Tochter aber auch die schönsten mütterlichen Ermahnungen. „Dein Leichtsinn," sagte sie, „hätte dir beinahe das Leben gekostet. Du wärest beinahe in diesen Abgrund gestürzt; und was für ein Jammer wäre dieses für deine Mutter gewesen, die dich so herzlich liebt! Wenn du so leichtsinnig bleibst, und nicht bedachtsamer wirst, so stürzest du dich sicher noch in schrecklichere Abgründe des zeitlichen und ewigen Verderbens. Danke doch mit mir Gott, und versprich es Ihm, dich zu bessern." Dem Fräulein gingen diese Reden der Mutter sehr zu Herzen. Sie sagte mit Thränen in den Augen: „O liebste Mutter, Sie waren mein Schutzengel! O wie dank' ich Ihnen! Ich verspreche es Ihnen vor Gott, mich zu bessern."

„Diese Reden des Fräuleins," sprach der Postillion, „gefielen mir sehr wohl. Ich hoffe, Hopfen und Malz, wie ich anfangs fürchtete, werden doch nicht an ihr verloren seyn."

„Das gebe Gott," sagte die Postmeisterin; „aber wie ging es weiter?"

„Wir kamen nun an den hohen Berg, über den der Fahrweg führt," erzählte der Postillion. „Dort, wo der Fußweg anfängt und sich an der

Seite des Berges hinaufschlingt, bat das Fräulein um Erlaubniß, daß sie, anstatt hinauf zu fahren, hinauf gehen dürfe. Sie wünsche, sagte sie, die hohen Felsen, die tiefen Thäler, und die alte Burg auf dem Berge recht zu besehen, was man in der Kutsche nicht wohl könne; auch gehe das Fahren bergauf ihr zu langsam. Die Mutter gestattete es, und blieb in der Kutsche sitzen. Ich sah von Weitem gar wohl, wie das Fräulein, das nun einmal wie Quecksilber ist, auf die Kleine hier, die eben damals oben am Berge, nicht weit vom Fußwege, Kräuter sammelte, mit schnellen Schritten, als flöge sie, zueilte, und den Hut mit der, wie sie meinte, so kostbaren Hopfenrebe ihr abhandelte. Kaum hatte der Reisewagen die Höhe des Berges erreicht, so war das Fräulein heiter und fröhlich wieder da, den hübschen leichten Strohhut auf dem lockigen Köpfchen, der ihr auch in der That besser stand, als der verlorne, ziemlich schwerfällige Hut von Seide.«

„Nun, den Strohhut hat sie mir abgekauft!« sagte Katharine, und erzählte hierauf den Irrthum, der mit dem Hopfenzweige vorgegangen war.

„Aber,« sagte die Postmeisterin zu dem Postillion, „wie war die gnädige Frau Mama mit dem Hopfenhandel zufrieden? Erzähle du, Hans! Du weißt das Ende der Geschichte.«

„Je nun, sehr übel!« sagte er. „Sie wurde,

wie man sich leicht denken kann, sehr böse. „Der Hut," sagte sie, „ist für einen großen Thaler eben nicht zu theuer; allein der Hopfen, für den du drei große Thaler gegeben hast, ist keine drei rothen Heller werth." „Wie, was!" rief das Fräulein, „haben Sie nicht selbst für den spanischen Hollunder auf Ihrem Hute noch mehr gegeben?" Allein die gnädige Mama sagte: „Bist du denn blind? Hast du keine Augen? Siehst du denn nicht, daß es ganz natürlicher Hopfen ist?" Das Fräulein wollte noch immer Recht haben. „Fühlen Sie die niedlichen Hopfenzäpfchen nur einmal an," rief sie; „sie rauschen ja, wie gummirter Taffet; sie sind wirklich noch etwas kleberig von dem Gummi. Ich kann mich nicht geirrt haben." Allein nach und nach kam das Fräulein denn doch aus ihrem Irrthum, und wurde bis an die beiden Ohrläppchen so roth, wie meine scharlachene Weste hier."

„Nun," sprach die Postmeisterin, „was sagte die Frau Mama noch weiter? Das möchte ich doch auch noch wissen. Hat sie das leichtsinnige Geschöpf nicht recht ausgescholten?"

„Die gnädige Frau," sagte der Postillion, „machte über die Geschichte sehr schöne Anmerkungen, und gab der Fräulein Tochter sehr gute Ermahnungen. Ich wollte nur, ich hätte sie alle recht behalten können, um sie mit ihren Worten wieder zu erzählen. Sie sagte, indem sie auf den Hopfenzweig

deutete: „Sieh, mein Kind, so trügen die Augen! Du glaubtest dir für deinen Hut eine schöne Zierde zu kaufen, die du Jahre lang tragen könntest, und hast nun nichts, als ein gemeines Hopfenreis, das morgen verdorrt seyn wird. So irren sich die Menschen gar oft. Ja, es ist der Fehler der meisten Menschen, daß sie zu theuer einkaufen. Manches hübsche Kind hat schon für leere Schmeicheleien, eitle Versprechungen und schnell vorübergehende Vergnügungen — Unschuld, Ehre, Gewissensruhe, ja das ganze Glück des Lebens hingegeben. Da du so unbeschreiblich leichtsinnig bist, so ist es mir für dich sehr bange. Dein Leichtsinn hat dort auf der Brücke eben erst dein Leben in Gefahr gebracht; und nachdem du kaum dem Tode entgangen bist, und mir heilig versprochen hast, künftig bedachtsamer zu seyn, machst du schon wieder so tolle Streiche. O trachte doch, dein leichtsinniges Wesen zu bessern; nimm ein gesetztes, überlegsames Betragen an, sonst erlebe ich an dir noch unermeßlichen Jammer!“

Die Postmeisterin, die vorhin viel gelacht hatte, wurde jetzt sehr ernsthaft. „In der That,“ sagte sie, „die Frau von Grünthal ist eine sehr vernünftige und rechtschaffene Mutter. Allein was sagte die Tochter zu diesen vortrefflichen Lehren, die jeder Mensch tief in sein Gedächtniß, oder vielmehr in sein Herz einprägen sollte?“

„Die Fräulein Tochter,“ sagte Hans, „war sehr kleinlaut und hatte auf dem ganzen Wege kein Wörtlein mehr feil. Sie sang kein Liedchen mehr, und wollte auch kein Stücklein auf dem Posthorn mehr hören. Sie hatte nur immer Thränen in den Augen. Bevor wir aber zum Thore hineinfuhren, bat sie ihre Mutter nochmal um Verzeihung und versprach, die weisen, mütterlichen Lehren zu befolgen.“

„Das wollen auch wir thun!“ sagte die Postmeisterin. „Diese Lehren sind auch für uns, besonders aber für die Jugend, sehr heilsam. Du versprichst es doch auch, sie zu befolgen, Katharine? Nicht so?“ Katharine versprach es.

Die Postmeisterin nahm nun das Goldstück, holte die vier großen Thaler, und sagte zu Katharine: „Den Brief möchte ich, wenns erlaubt ist, doch auch lesen!“ Katharine gab ihr den Brief. Die Postmeisterin sagte, nachdem sie ihn gelesen: „Der Brief ist nicht aus dem hübschen Köpfchen da gekommen; er ist auch nicht von deiner Hand geschrieben.“ Katharine versicherte, sie habe den Brief selbst aufgesetzt; ihr Vater habe nur einige Worte verbessert, und sie habe ihn dann abgeschrieben.

„Nun,“ sprach die Postmeisterin, „das wollen wir gleich sehen, ob dies deine Handschrift ist.“ Sie packte die drei großen Thaler zu dem Briefe,

machte einen Umschlag darüber, und sprach: „Nun schreibe einmal! Ich will dir die Addresse angeben.“ Katharine schrieb, und die Postmeisterin verwunderte sich sehr. „Mädchen,“ sagte sie, „das hätte ich nicht gedacht! Du schreibst sehr schön; ich könnte es bei weitem nicht so. Dein Vater hat dich gut unterrichtet.“ Sie siegelte den Brief, legte ihn zu den übrigen Packeten, und sagte: „Heute Nacht geht Alles zusammen mit der fahrenden Post ab. — Du bist aber nicht nur ein sehr geschicktes, sondern auch ein sehr ehrliches Mädchen. Bleibe es immer, und ich darf dir dann nicht erst wünschen, wohl zu leben.“

Neuntes Kapitel.

Der Doktor.

Katharine fragte nun die Postmeisterin, wo der Doktor wohne. Die neugierige Frau wollte sogleich wissen, was Katharine bei ihm zu thun habe. Katharine erzählte von ihrer kranken Mutter, von dem Kummer des Vaters, von dem Jammer der neun Kinder. Sie sagte auch, daß sie den Thaler dem Doktor geben, und ihn bitten wolle ihre kranke Mutter zu besuchen.“

Die Postmeisterin war von dieser kindlichen

Liebe sehr gerührt und sagte: „Das ist ja recht schön, daß du den großen Thaler, den du aus deinem dir so werthen Hut erlöst hast, mit Freuden für deine kranke Mutter verwenden willst! Komm nur sogleich mit mir. Der Doktor wohnt nur wenige Schritte von hier. Seine Frau ist meine sehr gute Freundin. Ich will dich hinführen in das Haus.“ Sie nahm ihren schwarzen, seidenen Mantel um, und ging mit Katharine zum Doktor.

Die Postmeisterin konnte sich nicht enthalten, zuerst die Geschichte von dem Strohhute mit der kostbaren Hopfenguirlande zu erzählen. Sie wußte sie so lustig vorzubringen, daß Doktor und Doktorin nicht wenig lachten. Hierauf aber erzählte sie mit theilnehmendem Herzen von Katharinens kindlicher Liebe, von der kranken Mutter und dem bekümmerten Vater der neun lebenden Kinder, und lobte die Ehrlichkeit beider Eltern mit großer Rührung. Die Doktorin hatte Thränen in den Augen, und der Doktor sagte zu Katharine, die, mit dem großen Thaler zwischen den Fingern, demüthig und flehend vor ihm stand: „Stecke dein Geld nur wieder ein, du gutes Kind! Ich würde es für Sünde halten, dir auch nur einen Heller abzunehmen. Morgen früh reite ich ohnehin nicht weit von deinem Dörflein vorbei. Da werde ich deine kranke Mutter besuchen, und mit Gottes Hülfe sie umsonst gesund machen.“

„Nun wohl,“ sagte die Postmeisterin, „und ich werde, um doch auch etwas zu thun, für die gute redliche Kranke in der Apotheke bezahlen. Es ist gar so schön und löblich von der rechtschaffenen Frau und ihrem Manne, daß sie trotz Armuth und Krankheit sich ein Gewissen daraus machten, das Geld zu behalten, das ihnen das Glück auf eine solche sonderbare Art in die Hand gespielt hat.“

Katharine dankte dem Doktor und der Postmeisterin unter Freudenthränen, und ging mit dieser wieder zurück in das Posthaus, wo sie ihren Armkorb hatte stehen lassen.

„Nun,“ fragte die Postmeisterin, „und was hast du denn in deinem Korbe?“ Katharine öffnete den Deckel und sagte: „Da Sie gar so gütig gegen meine Mutter sind, so bitte ich Sie, den Blumenkohl als eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen. Meine Mutter gab ihn mir zwar zum verkaufen mit; allein ich weiß es gewiß, die Mutter wird mich loben, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit damit zu bezeigen suchte.“

„Es ist sehr schön,“ sagte die Frau, „daß du so erkenntlich bist; allein ich bezahle dir den Blumenkohl recht gern. Deine Eltern haben das Geld nöthiger als ich.“ Sie nahm ihn aus dem Korbe, bezahlte ihn sehr gut, und sagte: „Damit du den Korb nicht leer nach Hause bringest, so warte noch ein wenig.“ Sie ging und brachte eine Flasche

Malaga, und fast eine Schürze voll weißes Brod. „Der Wein ist für deine Mutter,“ sagte sie; „der Herr Doktor fand es sehr rathsam, daß sie des Tags ein Gläschen trinke. Das Brod aber vertheile unter deine Geschwister, und vergiß dich selbst nicht dabei!“ Sie legte die Flasche Wein und das Brod in den Korb, und wünschte Katharinen, die unaufhörlich dankte, recht gut nach Hause zu kommen.

Katharine kam voll Freude nach Hause, gab ihrer Mutter den großen Thaler, sagte ihr, daß Doktor und Apotheker keinen Kreuzer von ihr fordern würden; überreichte ihr dann die Weinflasche, und theilte unter ihre Geschwister Brod aus. Beide Eltern waren hoch erfreut, und die Kinder erhoben einen großen Jubel. Katharine aber sagte: „So hat denn der liebe Gott unsere Ehrlichkeit sogleich auf der Stelle belohnt. Es ist doch wahr, was uns der Vater schon so oft gesagt hat: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erfreuen Gott und Menschen.“

Am andern Morgen sehr frühe kam der menschenfreundliche Doktor. Er fand die Krankheit eben nicht gefährlich. „Nur,“ sagte er, „wäre sie gefährlich geworden, wenn man nicht, eben noch zur rechten Zeit, einen Arzt gerufen hätte.“ „Die Kräuterkur,“ sprach er, „mag künftighin treffliche Dienste thun; für jetzt aber sind wirksamere Mittel nothwendig. Indeß hoffe ich, mit Gottes Hülfe soll die werthe Kranke in Zeit von acht Tagen

wieder aus dem Bette kommen.« Er verschrieb nun Arzeney, versprach in einigen Tagen wieder zu kommen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt eilends fort.

Schon nach drei Tagen kam er wieder. Er war dieses Mal aber nur zu Fuß. Er erkundigte sich sehr genau nach dem Befinden der Kranken und sagte: „Nun wohl! Es steht alles gut. Sie hat bald keine Arzeney mehr nöthig, sondern nur Ruhe — besonders aber kräftige Nahrung.“ „Ach,“ seufzte der Lehrer, „wo sollen wir diese hernehmen!“ Der Doktor zog ein versiegeltes Päckchen mit Geld aus der Tasche, und übergab es Katharinen. Sie las die Aufschrift: „An Jungfer Katharine Hermann in Steinach, mit 32 fl. 24 kr.“ Sie öffnete voll Erstaunen das Päckchen. Bei dem Gelde lag folgender Brief:

„Meine liebe Katharine!

Die Redlichkeit, mit der Sie mir die drei Kronenthaler zurückschickte, rührte mich und meine lieben Eltern sehr, und wir haben großes Wohlgefallen daran. Es war ein glücklicher Irrthum, zu dem mich die schönen Hopfenblüthen auf Ihrem hübschen Strohhütchen verleiteten; er bestätigte mir die Wahrheit, daß auch in dem kleinsten Dörflein und unter niedrigen Strohdächern redliche Menschen wohnen. Die drei Kronen, die ich Ihr aus Versehen

gab, sende ich Ihr nun mit Bedacht zurück; und lege noch drei andere bei, als eine kleine Belohnung Ihrer Redlichkeit. Einen bessern Lohn hat Sie im Himmel zu gut. Wir vernahmen, Ihre gute Mutter sey krank. Meine Mutter schickt daher der lieben Kranken noch weitere sechs Kronenthaler zu einer kleinen Erquickung, und läßt ihr baldige Besserung wünschen. In diesen Wunsch stimme auch ich mit ein; der liebe Gott wolle ihn erfüllen. Lebe Sie wohl! Ich verbleibe Ihre

wohlwollende

Henriette von Grünthal."

Katharine, ihr Vater und ihre Mutter waren über diesen Brief und die ansehnliche Unterstützung höchst erfreut und erstaunt. Sie wunderten sich, wie Fräulein Henriette von der Krankheit der Mutter schon Nachricht habe, da doch Katharine dem Fräulein weder ein Wort davon gesagt, noch geschrieben hatte. Allein der edelmüthige Doktor hatte, sobald er von seinem letzten Krankenbesuche zu Steinach nach Hause gekommen war, sogleich an Frau von Grünthal geschrieben. Er hatte sie schon vor mehreren Jahren in Wien kennen gelernt, und wußte, daß sie sehr wohlthätig war. Die Hopfengeschichte und Katharinens Brief gaben ihm eine schickliche Veranlassung, die ihm als Arzte anvertraute kranke Mutter, nebst ihrer dürftigen,

aber sehr liebenswürdigen Familie, der Wohlthätigkeit der gnädigen Frau zu empfehlen. Von dem Allem sagte aber der bescheidene Mann, der am liebsten im Stillen Gutes that, kein Wörtchen. Er sagte bloß: „Das Päckchen mit dem Gelde ist erst vor einer Stunde auf der Post angekommen. Da nahm ich denn sogleich Hut und Stock, es selbst zu überbringen. Denn wenn man heute eine Noth lindern, oder einem Menschen eine Freude machen kann, so muß man es nicht bis morgen verschieben. Ueberdies liegt mir die kranke Mutter so vieler Kinder sehr am Herzen. Da der Abend so schön ist, ich eben von Geschäften frei war, und doch spaziren gegangen wäre, so dachte ich keinen angenehmeren Spazirgang machen zu können, als hieher. — — Indeß bin ich doch etwas müde und durstig geworden!“ Er setzte sich auf einen Strohsessel an das offene Fenster, und bat um ein Glas Milch.

Katharine brachte es sogleich auf einem reinlichen Teller von Steingut. Er trank, und sagte: „Die Milch ist sehr gut; indeß ist sie mir etwas zu fett, ich bitte um Wasser dazu.“ Katharine brachte das Wasser in einer gläsernen Flasche; Wasser und Flasche waren hell wie Kristall. Der Doktor lächelte freundlich, blickte in der Stube umher, und sagte: „Hier ist die Reinlichkeit recht zu Hause; so hab' ich es gern.“

Nachdem er die Milch getrunken hatte, ging

er an den Bücherschrank, durchsah die Bücher, und lobte sie sehr. „Die Schule dahier muß gut bestellt seyn,“ sprach er; „wie ich höre, wird die Schulprüfung bald gehalten?“ „Heute über acht Tage!“ sagte der Lehrer. „Nun wohl!“ sprach der Doktor. „Ich muß die werthe Kranke ohnehin noch einmal besuchen. Ich werde daher an diesem Tage kommen, und wenn es erlaubt ist, dann der Prüfung beiwohnen.“ Der Schullehrer versicherte, das werde ihn sehr freuen, und der Herr Doktor werde ihm dadurch eine große Ehre erweisen.

Der Doktor besah hierauf das Klavier und sagte: „Spiel' er mir einmal etwas darauf, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer setzte sich an das Klavier, und spielte aus einer neuen Oper, die damals viel Aufsehen machte, dem Doktor aber noch unbekannt war, das schönste und schwerste Stück, mit großer Fertigkeit, mit Geschmack und Ausdruck. Der Doktor horchte hoch auf. Er nannte den Lehrer nun nicht mehr Er. „Sie spielen vortrefflich,“ sagte er; „Sie singen wohl auch recht gut? Lassen Sie mich einmal ein schönes Lied hören.“ Der Schullehrer winkte Katharinen. Sie brachte ein Liederbuch, schlug es auf, und sagte: „Dieses Lied da liegt mir, seit der Herr Doktor die Mutter besser fand, und uns das reiche Geschenk brachte, beständig im Sinne. Dieses Lied wollen wir singen.“ Sie sangen folgende Zeilen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen,
Meinem treusten besten Freund?
Seh' ich doch aus allen Dingen,
Wie so gut Er's mit mir meint!
Wie doch Nichts als lauter Lieben
Sein getreues Herz bewegt,
Das ohn' Ende hebt und trägt —
Die in Seinem Dienst sich üben!
Alles währt nur eine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit!"

„Schön, sehr schön!" sagte der Doktor gerührt. „Sie singen sehr gut, Herr Lehrer, und Katharine hat eine wahre Nachtigallstimme. Allein die fromme Empfindung des Dankes, womit sie das Lied sangen, übertrifft ihre angenehmen Stimmen noch weit. Diese Empfindung ist die Seele des Gesanges. Ihr Gesang war so vortrefflich, als der Inhalt des Liedes, das Katharine sehr gut gewählt hat. Ich habe Ihnen nicht nur mit Vergnügen, sondern mit wahrer Andacht zugehört!"

„Doch," sagte der Doktor jetzt, „ich habe diesen Abend in der Stadt noch einen Krankenbesuch zu machen, und muß mich, so gern ich bei Ihnen bin, nun wieder auf den Weg machen." Er stand auf, und trat noch einmal an das Krankenbett der Mutter. Er tröstete sie liebreich, machte ihr die beste Hoffnung, und versprach ihr, da er es nicht früher nöthig finde, in acht Tagen wieder zu kommen. Sie bot ihm die Hand und sagte: „Liebster

Herr Doktor! O wie Vieles thun Sie an uns armen Leuten! Sie besuchen mich so gütig, ja Sie haben die Mühe, das Geld zu überbringen, selbst übernommen. Ich kann Ihnen meinen Dank nicht genug ausdrücken!« Die hellen Thränen flossen ihr über die bleichen Wangen; auch der Vater und Katharine hatten Thränen in den Augen.

„Der Frau von Grünthal," sagte der Vater, „werde ich meinen Dank schriftlich bezeigen, und Katharine wird an Fräulein Henriette schreiben. Ihnen aber, bester Herr Doktor, mögen diese unsere Thränen mehr als Worte sagen, wie innig wir Ihnen danken!« Dem Doktor ging es sehr zu Herzen, daß die guten Leute so dankbar waren, obwohl sie nicht einmal wußten, wie viel er für sie gethan habe, indem er sie der Frau von Grünthal empfohlen hatte. „Lebt wohl, ihr guten Menschen!" sagte er, und ging, um seine eigenen Thränen zu verbergen, schnell zur Stubenthüre hinaus.

Als der Vater, Katharine und die Kinder, die den Doktor vor die Hausthüre begleiteten, wieder hereinkamen, faltete die Mutter die Hände, erhob die nassen Augen zum Himmel und sprach: „Du lieber Gott! Ja, Deine Liebe ist unendlich. Du hast Dich unser erbarmt, und uns aus unserer Noth errettet! Du hilfst immer! Dir wollen wir stets dankbar seyn, und felsenfest auf Dich vertrauen. Nur im Vertrauen auf Dich finden wir

in allen Leiden einen sichern Trost. Gib Du selbst uns ein rechtes Vertrauen auf Dich in unser Herz, und wir sind selig in Dir schon hier auf Erden, und werden dann immer Ursache haben, Dir zu danken.“ So betete die Mutter, und der Vater und alle Kinder sagten freudig: „Amen!“

Zehntes Kapitel.

Unerwartete Gäste.

Die gute Mutter ward bald wieder ganz gesund, konnte wieder mit Lust und Freude ihrem Hauswesen vorstehen, und sich ihrem liebsten Geschäfte, der Erziehung ihrer Kinder widmen. Der Schullehrer hielt sehr fleißig Schule, und lebte ganz für seine Kinder, wie er nicht nur seine eigenen Kinder, sondern auch die Schulkinder nannte. Der Winter ging ihm bei steter Zufriedenheit, und ohne sonderliche Sorgen vorüber.

Nun ward es wieder Frühling. Die Bäume waren zur Freude der Eltern ganz mit Blüthen bedeckt; die Kinder pflückten mit frohem Jubel in dem Wiesengrunde und an den neubegrünten Hecken gelbe Schlüsselblumen und blaue Veilchen, und brachten sie den Eltern. Jeden Morgen weckte

sie der liebliche Gesang der Vögel, die auf den Bäumen und Hecken umher ungestört nisteten; doch weit über den Gesang aller Vögel ging den kleinern Kindern der fröhliche Ruf des Kuckuks.

An einem schönen Frühlingstage saß der Lehrer nun einmal mit seinen neun Kindern, davon die Mutter das Kleinste auf dem Schooß hatte, bei dem Mittagsessen. Die große irdene Schüssel voll Milchsuppe mitten auf dem Tische ward bald leer. Katharine ging, und brachte nun eine eben so große, aufgehäufte Schüssel voll dampfender Erdäpfel, und die Kinder machten sich fröhlich darüber her. Da klopfte man an der Thüre. „Herein!“ riefen die Kinder alle zusammen und sahen begierig nach der Thüre — und ein junges, schönes, sehr zierlich gekleidetes Frauenzimmer trat herein.

„Je, Fräulein Henriette!“ rief Katharine, sprang auf und eilte ihr entgegen. Alle standen ehrerbietig auf. Katharine und die Eltern fingen an, ihr für das übersendete Geld nun auch mündlich zu danken, wiewohl sie es schon schriftlich gethan hatten. Allein Henriette sagte: „Ich bitte euch, schweigt davon, und setzt euch sogleich wieder an den Tisch. Sonst gehe ich auf der Stelle wieder fort. Wenn ihr es aber erlaubt, so setze ich mich zu euch, und esse mit euch. Erdäpfel esse ich sehr gern; sie sind eine meiner Leibspeisen.“

Katharine holte sogleich den besten Strohsessel in der Stube herbei, brachte einen Teller von Steingut, suchte ein Paar der schönsten Erdäpfel aus, schälte sie, und legte die röthlichen Erdäpfel, nebst einem Paar Messerspitzen voll Salz, auf den weißen, reinen Teller. Das Fräulein aß sie mit Lust. Sie war sehr heiter und fröhlich und die lautere Freundlichkeit. Sie hatte an den lieblichen Kindern mit den rothen Wangen und den schönen blonden oder braunen Locken große Freude. Sie sah mit Vergnügen zu, wie die Kinder, die rund um den Tisch herum saßen, es sich so gut schmecken ließen. „Man weiß gar nicht, welches das schönste und gesündeste ist,“ sagte sie, „so frisch und roth sind alle. Ihre geringe Kost schlägt ihnen recht gut an, und dabei sind alle recht nett und reinlich gekleidet.“ „Gottlob!“ sagte die Mutter; „und doch hält es etwas schwer, ihnen diese geringe Kost zu verschaffen, und sie anständig und ordentlich zu kleiden. Sie werden mit jedem Tage größer, und da gibts mit jedem Tage größere Sorgen.“ „Ei,“ sagte die fröhliche Henriette lächelnd, „wenn Eure Kinder mit jedem Tage kleiner würden, so würde Euch dies doch noch die größten Sorgen machen. Seyd gutes Muth's, und laßt den lieben Gott sorgen.“

Als Henriette die Erdäpfel aufgezehrt hatte, sagte sie: „Nun will ich euch Tafelmusik machen.“

Sie setzte sich an das Klavier, und spielte sehr artig. Als sie bemerkte, daß der Schullehrer mit seinem Gericht Erdäpfel fertig war, bat sie ihn, einen lustigen Tanz zu spielen, nahm das kleinste Kind von dem Schooße der Mutter auf ihren Arm, und tanzte, um dem Kinde Vergnügen zu machen, freudig mit ihm in dem Zimmer herum. Das Kleine lachte, und alle Kinder in der Stube fingen an, laut zu lachen. Alle waren sehr fröhlich.

Die Mutter ließ sich indeß die allgemeine Fröhlichkeit und die Gegenwart des Fräuleins nicht hindern, an das Tischgebet zu erinnern. Eltern und Kinder beteten nach Tische, und Henriette betete andächtig mit. „Nun,“ sagte Henriette, „wollen wir auch ein schönes Lied singen. Es gilt auch für ein Gebet. Herr Lehrer, spielen Sie einmal das bekannte Lied mit dem schönen Chor: „Alle gute Gabe, kommt oben her von Gott, vom schönen blauen Himmel herab!“ Sie fing sogleich an, mit ihrer sehr lieblichen Stimme die erste Strophe zu singen: „Im Anfang war's auf Erden — nur finster, wüst und leer, und sollt's was seyn und werden, mußt es wo anders her!“ und Katharine, der Lehrer und die Lehrerin sangen den Chor.

Es war wirklich ein sehr schöner Gesang. Als der Gesang zu Ende war, trug die Mutter das kleinste Kind, das schläfrig wurde, in die Nebenkammer, um es in das Bett zu legen. Kaum war

sie zur Seitenthüre hinaus, so klopfte man abermal an der Stubenthüre, und eine schöne ansehnliche Frau, sehr vornehm gekleidet, öffnete die Thüre. Sie blieb einige Augenblicke stillschweigend unter der Thüre stehen, und blickte in der Stube umher. Das helle, reine, freundliche Zimmer schien ihr zu gefallen; mit sichtbarem Wohlgefallen aber ruhten ihre Blicke auf den blühenden, reinlich gekleideten Kindern.

Henriette sagte leise zu Katharinen, die neben ihr stand: „Das ist meine Mutter!“ Katharine näherte sich ihr ehrerbietig, der gnädigen Frau die Hand zu küssen. Allein Frau von Grünthal schlug erstaunt die Hände zusammen, und rief: „Gott im Himmel, was seh ich! Ich hatte eine Jugendfreundin, die dir so ähnlich sah, wie eine blühende Rose der andern. In der That, ich meinte in dem ersten Augenblick, ich sehe sie selbst. Gerade so — so blühend und eben so gekleidet, stand sie vor mir, als sie vor vielen Jahren mir das Leben rettete. So erblickte ich sie, als ich, aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, wieder die Augen aufschlug. Ihre Gestalt, wie ich sie damals sah, ist mir unvergeßlich, und immer noch sehe ich sie so.“ Frau von Grünthal blickte in der Stube umher, und sagte dann zu Katharinen: „Ist deine Mutter nicht hier? O sag', sie lebt doch noch, und ist noch gesund?“

Ehe Katharine antworten konnte, kam die Mutter wieder zur Seitenthüre herein. Frau von Grünthal betrachtete sie einige Augenblicke, und rief dann voll des höchsten Entzückens: „Therese! — Ja, du bist es wirklich! — O welche Freude, nach so langer Zeit dich wieder zu sehen!“ Die gute Schullehrerin schaute die fremde Frau höchst erstaunt und mit starren Augen an, und sagte: „Ich kann mich nicht sogleich erinnern, Sie einmal gesehen zu haben!“

„Wie?“ sprach Frau von Grünthal, „kennest du denn deine Leonore nicht mehr? Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir in Lindenberg, in den goldenen Jahren unserer Kindheit und Jugend zusammen so selige Tage lebten? Wie du alle Tage zu uns in das Schloß kamst, wie wir in dem Schloßgarten mit einander strickten, nähten, sangen, uns schaukelten, die Blumen begossen? Wie du mich dort am Springbrunnen, als ich schon halb todt war, aus dem Wasser gezogen?“

„Ach Gott, Sie sind es!“ rief jetzt die Schullehrerin vor Erstaunen und Freude fast außer sich. „Welch ein Glück, Sie wieder zu sehen! O viele tausend Male habe ich an Sie gedacht! Allein ich konnte nie mehr etwas von Ihnen erfahren!“

„So ging's mir auch,“ sprach die edle Frau. „O wie oft, wie unzählige Male habe ich mir gewünscht, meine geliebte Jugendfreundin wieder um

mich zu haben, ja sie nur noch einmal zu sehen! Allein feindselige Umstände sind die Ursache, daß wir uns so lange nicht mehr fanden. Aber, Gottlob, daß wir uns nun doch wieder haben! O komm denn in meine Arme, und sey mir herzlichst gegrüßt, liebe Therese!« Sie streckte die Arme aus, umfaßte Theresen, drückte sie an ihr Herz, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. „O weißt du noch,“ sprach sie, „wie traurig wir zu Lindenberg von einander Abschied nahmen, als ich mit meinen Eltern nach Wien reisen mußte? Gott sey gepriesen, der uns so unverhofft, so ganz und gar unerwartet wieder zusammenführte! Da ich schon unter deinem Dache war, schon in deiner Stube stand, dachte ich nichts weniger, als dich, dich liebste Therese, hier zu finden!«

Die Lehrerin weinte auch vor Freuden, und sagte: „Aber wie kommen Sie denn hieher, beste Freundin? Nicht wahr, so darf ich Sie schon nennen? Auch weiß ich ja nicht, soll ich Sie noch Fräulein von Lindenberg — oder gnädige Frau nennen!“

„Ja so,“ sagte Frau von Grünthal, „das weißt du noch nicht einmal! Sieh! — Henriette hier ist meine Tochter!“

„So sind Sie die Frau von Grünthal!“ rief die Lehrerin; „o so seyen Sie mir nun zweifach willkommen! O Gott, welche wunderbare Fügung!“

„Ja,“ sagte Frau von Grünthal, „Gott fügte

es so. Er wollte die Ehrlichkeit, die deine Tochter Katharine, und ihr Alle bei dem seltsamen Hopfenhandel bewiesen habt, nicht unbelohnt lassen. Ohne daß ich wußte, daß du — du, liebe Therese, Katharinens Mutter seyest, nahm ich an deinem Schicksale den innigsten Antheil. Ich erkundigte mich sonst noch nach dir, nach deinem Manne, deinen Kindern, und hörte nichts als Gutes von euch. Wirklich reise ich mit meiner Tochter aus der Residenz nach Grünthal, wo ich den Frühling zuzubringen gedenke. Als wir oben vom Berge herab euer kleines Dörflein Steinach unten im Thale liegen sahen, entstand der Wunsch in mir, eine so gute, rechtschaffene Familie persönlich kennen zu lernen. Henriette, die es nie satt wird zu laufen, eilte auf dem näheren Fußwege voraus. Ich fuhr langsam auf dem Fahrwege nach. Ich stand eine gute Weile vor der Stubenthüre, hörte eurem schönen Gesange mit Vergnügen zu, und wollte, um euch nicht zu unterbrechen, nicht eher herein kommen, als bis er zu Ende war. So wunderbar führte mich Gott wieder in deine Arme, liebste Freundin meiner Jugend! Doch komm jetzt, liebste Therese; wir wollen mit einander in den Garten gehen. Wir haben viel, viel mit einander zu reden."

Sie wandte sich hierauf zum Schullehrer und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Lehrer, daß ich, ohne Sie kaum zu grüßen, Ihnen Ihre Frau auf ein

Stündchen hinwegnehme. Obwohl ich zuerst mit ihr reden muß, habe ich deßhalb gegen Sie, lieber Lehrer, nicht weniger Achtung. Ich weiß, daß Sie ein sehr edler Mann, ein liebevoller Vater und Ehegatte, und ein ganz vortrefflicher Lehrer sind. Ich werde nachher noch mit Ihnen sprechen. Du, Henriette, theile indeß von dem Zuckerbrod, und was sich sonst noch Schickliches in unserm Reisewagen findet, unter die Kinder aus, und unterhalte dich indeß mit ihnen."

Elftes Kapitel.

Die gute Haushälterin.

Frau von Grünthal ging mit ihrer wiedergefundenen Freundin Arm in Arm in den Garten. Sie setzten sich auf die Bank unter dem Apfelbaum, zwischen dessen weißen und rothen Blüthen der helle, blaue Himmel freundlich auf sie herabglänzte.

Zuerst erzählte Frau von Grünthal, wie es ihr seit dem Tode ihrer Mutter ergangen sey; wie sie bei ihrer kargen Tante sehr harte Tage gehabt; wie ihr, um Postgeld, Papier und Siegellack zu sparen, nicht weiter gestattet wurde, einen Brief

an Therese zu schreiben; wie sie in der Folge sich mit Herrn von Grünthal, einem edlen vortrefflichen Manne, vermählte, und mit ihm wegen des Krieges viele Jahre in Prag gelebt habe; wie sie erst nach hergestelltem Frieden mit ihrem Gemahl in Grünthal angekommen sey, allein ungeachtet aller Erkundigungen nicht das Geringste von Therese habe in Erfahrung bringen können.

Therese erzählte nun auch, was ihr, seit sie Lindenberg verlassen, alles begegnet sey; wie sie zu dem Chorregenten, dem geliebten, verehrungswerthen Bruder ihres seligen Vaters gekommen; wie sie da den trefflichen Schullehrer Hermann kennen gelernt, ihn zu ihrem Ehegatten gewählt, und mit ihm in der glücklichsten und zufriedensten Ehe gelebt habe; wie sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, mit ihren geringen Einkünften vollkommen ausreichte; wie sie unter diesem Baume, unter dem sie eben jetzt sitze, Gott oft für das Glück ihrer Ehe gedankt habe; wie sie erst, da ihrer Kinder gar so viele wurden, anfing Mangel zu leiden, ja, während ihrer letzten Krankheit in wirkliche Noth gerathen.

„Aber um des Himmels willen, liebste Therese,“ sprach Frau von Grünthal, „sag' mir doch, wie du es anfingst, bei einem Einkommen von einem Paar hundert Gulden, und deinen neun lebendigen Kindern, dein Hauswesen so in Ordnung zu halten und so viele Jahre dich ehrlich durchzubringen?“

„Mich wunderte dies oft selbst,“ sagte Therese. „Ich denke aber, der Segen Gottes war sichtbar mit uns! Freilich thaten wir auch, was wir konnten. Und da traf es denn zu, was mein lieber Mann so oft sagte: Wer auf Gott vertraut, und das Seinige redlich thut, dem kann es nicht fehlen.“

Frau von Grünthal sagte: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß du deiner Haushaltung mit Einsicht vorgestanden und dir alle erdenkliche Mühe gegeben, sie wohl zu bestellen. Allein ich möchte dieses gern recht ausführlich wissen. Erzähle einmal vom Anfange an.“

Die Schullehrerin erzählte: „Sowohl ich, als mein Mann, waren beide in unserm ledigen Stande sehr sparsam. Mein Mann, der sich als Schulgehülfe in der Stadt, besonders mit Nebenstunden, die er gab, Vieles verdiente, war schon damals kein Freund von Trink- und Spielgesellschaften. Er war schon damals auf seine künftige Einrichtung und einen Sparpfennig bedacht. Was er Schönes hat, schaffte er sich schon in jenen Zeiten an. Jetzt dürfte er nicht mehr daran denken, sich ein Buch, ein Kupfer, oder gar ein Klavier zu kaufen. So sah auch ich anstatt auf unnützen Putz und Flitterstaat nur darauf, mir Flachs, Leinwand, Betten und dergleichen zu erwerben, was uns späterhin sehr gut kam. Auch legten wir sogleich Anfangs unserer Haushaltung, wo uns von unserm kleinen

Einkommen bei unserer Sparsamkeit das Jahr hindurch immer einiges Wenige übrig blieb, dieses sorgfältig zurück. Mancher Pfennig, den wir damals ersparten, ward für uns in der Folge ein wahrer Nothpfennig.«

Frau von Grünthal sprach: »Das war sehr klug! Allein es ist mir noch immer ein Geheimniß, wie du mit so Wenigem so weit reichtest. Ich habe wohl mehrmals im Allgemeinen gehört, die Haushaltungskunst bestehe in den zwei Stücken, daß man seine Einnahme vermehre, und die Ausgabe vermindere. Nun sag einmal, wie fingst du das Erste an?«

Die Schullehrerin sprach: »Wir bewarben uns allerdings, unsere geringe Einkünfte auf eine rechtliche Weise zu vermehren. Zwar, was wir an Geld, Getreide und Holz zur Besoldung hatten, daß mußte natürlich bleiben, wie es war. Allein die Dienstgründe waren einer großen Verbesserung fähig. Mein Mann hatte den Grundsatz: Benütze, was da ist. Der Grasboden hier war, zumal wenn der Sommer heiß und trocken war, dürr und wie verbrannt; der Platz vor unserm Hause hingegen glich besonders bei nasser Witterung einem Sumpfe. Mein Mann fand dort am Hügel eine kleine Quelle, die in das Dorf floß und vor unserm Hause, wo sie keinen rechten Abfluß hatte, den Boden zu einem Moraste machte. Er leitete die

Quelle so, daß sie den Theil des Gartens hier, der für Gras und Bäume bestimmt ist, reichlich wässert. Er prangt deßhalb auch, wie Sie sehen, mit dem frischesten Grün und den fruchtbarsten Bäumen. Da der vorige Schullehrer kaum eine magere Kuh erhalten konnte, so können wir nun zwei sehr schöne Kühe halten, die unsere Haushaltung hinreichend mit Milch und Butter versehen. Der Sumpf vor dem Hause, der sonst ungesunde Dünste aushauchte, trägt nun gesundes Obst. Der Theil des Gartens, der mit Gemüsen angebaut ist, kam uns in der Haushaltung sehr wohl. Er bringt aber viel mehr Gemüse hervor, als wir nöthig haben. In dem Dorfe können wir davon freilich wenig anbringen. Allein mein Mann machte ausfindig, welche feinere Gemüsarten hier vorzüglich gedeihen. Er baut, zum Beispiele, Blumenkohl von ausnehmender Schönheit, und die Leute in der Stadt reißen sich darum und bezahlen ihn sehr gut. Das Meiste bringen uns die Obstbäume ein, die mein Mann schon vor fünfzehn Jahren gepflanzt oder veredelt hat. Für ein Haus, wo viele Kinder sind, ist ein Obstgarten eine große Wohlthat. Allein nicht nur der Genuß, auch der Verkauf des Obstes kam uns sehr gut. Der einzige schöne Apfelbaum, unter dem wir sitzen und der gar prächtige Aepfel trägt, brachte uns in manchem Jahre schon bei zehn Thaler ein. Auch aus der Baumschule von

veredelten Stämmen gewannen wir manchen Gulden. Die Bienen dort, die in dem Garten und an dem nahen Berge überreichliche Nahrung finden, gewährten uns fast alle Jahre eine reiche Aernte an Honig und Wachs, wofür wir nicht wenig Geld einnahmen. Mein Mann bemerkte, daß an der Gartenhecke der Hopfen von selbst wachse, und sehr gut fortkomme. Da kam er auf den Gedanken, den Hügel da, der zu unserm Garten gehört, und meistens mit Dornen bewachsen war, in einen Hopfengarten umzuschaffen. Der Versuch gelang herrlich. So wurde uns der Garten, wenn auch nicht zu einem Goldbergwerke, doch zu einer kleinen Silbergrube. Mein Mann gibt sich aber sonst noch alle erdenkliche Mühe, etwas zu verdienen. Er geht wöchentlich zweimal eine Stunde weit über Feld, die Kinder der Gutsherrschaft zu Steinberg im Singen und Klavierspielen zu unterrichten, und wird dafür sehr großmüthig bezahlt. Auch schreibt er Musikalien ab, und seine Noten sind so schön, als wären sie gestochen; und da schickt ihm denn der Chorregent ganze Päcke zum Abschreiben, und verschafft ihm so einen ansehnlichen Verdienst. Wem es nicht an Geschicklichkeit und gutem Willen fehlt, der findet immer Gelegenheit, etwas zu verdienen.“

„Ich suchte nun auch das Meinige redlich beizutragen. Ich erlöste manchen Groschen aus jungen

Kohlpflänzchen, aus allerlei Gesämen, aus Blumen, besonders aber aus Rosmarinzweigen, womit sich hier zu Lande die Hochzeitgäste zieren. Da der Bach nicht weit entfernt ist, so zog ich junge Gänse, die mir nicht wenig eintrugen. Die kleineren Kinder mußten sie abwechselnd hüten, und nebenbei stricken. Die Kinder hatten an den niedlichen gelbharigen Geschöpfen große Freude, und thaten es gern. Wollte es ihnen auch manchmal ein wenig langweilig vorkommen, so machte das Versprechen des Martinsbratens ihnen neue Lust dazu. Ich nähte, stickte und strickte früh und spät. Auch wenn ich um das Dorf mit meinem Manne zu Zeiten spaziren ging, legte ich das Gestrick nicht aus der Hand.«

»Sobald die Kinder nur ein wenig herangewachsen waren, mußten sie unausgesetzt beschäftigt seyn. Sie spannen, strickten, jäteten auf den Gartenbeeten, reinigten Gartengesäme, hülseten Bohnen aus, schleißten Federn; kurz Alle mußten, jedes nach seinen Kräften, zu unserm Lebensunterhalte beitragen. Draußen am Berge geriethen zum Beispiele im letzten Herbst die schönen, scharlachrothen Hagebutten, dahier Hageputzen genannt, sehr gut. Eine ganze Strecke des Berges war roth davon. Die Leute im Dorfe achteten sie wenig. Allein meine Kinder mußten sie mir sammeln, und brachten ganze Körbe voll davon nach Hause. Ich zerschnitt sie,

und die Kinder mußten sie von den Kernen reinigen, und wir lösten in der Stadt mehrere Gulden daraus. So haben wir durch Fleiß und Thätigkeit den kleinen Ertrag unsers Dienstes beinahe verdoppelt.«

Frau von Grünthal sprach: „Das habt ihr vortrefflich gemacht. Allein ich bin nun um so begieriger zu hören, wie ihr das zweite Stück der Kunst Haus zu halten, in Anwendung gebracht habt. Wie habt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben verringert?«

Die Lehrerin sagte: „Wir gaben keinen Heller unnütz aus. Wir begnügten uns mit einfacher Hausmannskost. Leckerhafte Speisen, die viel kosten und wenig nähren, kamen nie auf unsern Tisch. Unsere Kinder wissen nichts von Zuckerwerk und ähnlichen Näschereien. Fremde Gewürze kamen nicht in meine Küche. Unsere Gewürze sind Kümmel von unsern Wiesen, Petersilie, Schnittlauch und Zwiebeln aus unserm Garten; das beste Gewürz aber ist der Hunger, der uns bei unserm arbeitsamen Leben nie fehlt. Mein Mann ging nie zum Weine; ich trank nie Kaffee. Bier tranken wir nur selten. Dafür aßen wir, besonders im heißen Sommer, mit einander gestockte Milch, die gesünder ist und besser schmeckt, als das Bier, wie es hier bei uns auf dem Lande zu haben ist. Mein Mann schnupft nicht Tabak. „Wenn ich des

Tags,“ sagte er, „auch nur für einen Pfennig verbrauchte, so machte es des Jahres doch einen Thaler und in zehn Jahren zehn Thaler!“ Anstatt des Tabakschnupfens berührt er zuweilen die wohlriechenden Gewächse im Garten oder auf unsern Fenstersimsen mit den Fingern, und riecht dann daran. „Das ist,“ sagt er, „der wohlfeilste und lieblichste Schnupftabak.“ Noch viel weniger raucht er. „Wenn ich des Tages auch nur für einen Kreuzer Rauchtabak brauchte,“ sagt er, „so machte das, die Pfeifen und anderes Geräth nicht einmal gerechnet, in einem Jahre sechs, und in zehn Jahren sechzig Gulden, was immerhin ein Kapital ist, mit dem sich schon etwas anfangen läßt.“ Wir kleideten uns schlecht und recht; überflüssige Kleiderpracht verabscheuten wir. Alle Kleider für mich und meine Mädchen machte ich selbst; ja auch manches Kleidungsstück für meinen Mann und die Knaben. Wir schonten unsere Kleider so viel möglich. Meine Kinder mußten ihre Sonntagskleider, sobald sie von der Kirche, von einem Besuche oder Spazirgange nach Hause kamen, sorgfältig ablegen, und aufbewahren. So blieben die Kleider lange hübsch und schön. Der kleinste Schaden, den ich daran bemerkte, wurde auf der Stelle ausgebessert, um größern Schaden zu verhüten. Die alten Kleider, die ich und mein Mann nicht mehr anziehen konnten, machte ich unsern Kindern zurecht, wie

ich es mit Katharinens Strohhut gemacht hatte. Manches Kleidungsstück, aus dem das älteste Kind herausgewachsen war, machte nach und nach die Wanderung bis auf das jüngste. So benützte ich jedes Kleid bis auf den letzten Faden. Auch an den Hausgeräthen ersparten wir Vieles. Was nicht nöthig war, kauften wir nicht, und wäre es auch noch so wohlfeil gewesen. Was wir hatten, suchten wir, vorzüglich durch eine gute Hausordnung, zu erhalten. In einer unordentlichen Haushaltung geht manches nützliche Stückchen durch Nachlässigkeit zu Grunde. Geschirre werden zerbrochen, Gartenwerkzeuge, die man im Freien liegen läßt, verwittern oder werden gestohlen; die Kinder nehmen, wenn nicht wohl aufgeräumt wird, was sie erhaschen können, zu Spielzeugen, und verderben es. Viele Zeit geht auch mit Suchen verloren. Bei uns muß Alles seine angewiesene Stelle haben, wo es vor Schaden sicher ist, und wo man es jeden Augenblick zu finden weiß. Mein Mann hob jedes Stückchen Papier, ich jedes Fleckchen Leinwand und jedes Trümmchen Faden auf. Noch muß ich bemerken, daß die Reinlichkeit, die kein Geld, sondern nur eine beständige Aufmerksamkeit kostet, mir doch vieles Geld ersparte. Nicht nur ward Manches, das leicht hätte durch Schmutz verderbt werden können, erhalten; ich schreibe es vorzüglich der Reinlichkeit zu, daß unsere Kinder —

die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen — immer frisch und gesund blieben. So könnte ich noch hundert Dinge sagen; allein ich sprach davon wohl schon zu viel.«

„Ganz und gar nicht,« sprach Frau von Grünthal. „Ich könnte dir noch lange zuhören. Kluge Hauswirthschaft und weise Sparsamkeit kann sowohl den höhern als niedern Ständen nicht genug empfohlen werden. So gut du dich aber in deine Lage zu schicken wußtest, so mußte deine Dürftigkeit dir doch oft recht hart fallen?«

„Freilich,« sagte die Lehrerin, „war unsere beschränkte Lage für uns manchmal sehr beschwerlich und drückend; allein sie hatte doch auch viel Wohlthätiges für uns. Wir waren genöthiget, immer thätig und arbeitsam zu seyn, und unsere Kräfte blieben in beständiger Uebung. Das war uns Allen gewiß sehr heilsam und der Grund manches Guten. Unsere Dürftigkeit bewahrte uns auch vor mancher Thorheit, wozu Ueberfluß uns leicht hätte verleiten können. Die Sorgen, die uns von Zeit zu Zeit plagten, dienten aber vorzüglich dazu, daß wir öfter an Gott dachten, herzlicher zu Ihm beteten, mehr auf Ihn vertrauten und dann auch seine Hülfe in der Noth oft recht sichtbar wahrnahmen. Dadurch wurden wir frömmere und bessere Menschen. Ich bin so fern davon, zu klagen, daß ich es vielmehr mit Dank erkenne, Gott habe

es mit uns wohl gemacht; ja ich lobe und preise Ihn dafür, daß Er uns in diese dürftige Lage versetzt hat.«

»Allein,« fügte die Lehrerin noch bei, »seit einiger Zeit scheint es mir doch, daß wir uns dahier in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Ich bin nicht mehr so gesund und kräftig, als in frühern Jahren; und dann ist die Zahl unserer Kinder für unsere kleinen Einkünfte doch zu groß. Es kommt jetzt bald die Zeit, wo die Knaben eine Kunst oder ein Handwerk lernen sollten; auch die Mädchen sollten mit der Zeit eine Ausfertigung haben. Allein woher sollen wir das Geld dazu nehmen? Ich rede oft mit meinem Manne darüber, und bin oft recht bekümmert, so sehr er auch mich aufzuheitern, und mir guten Muth zu machen sucht. Wir waren dahier zwar immer zufrieden und vergnügt, geschätzt und geliebt. Es wäre aber doch zu wünschen, daß mein Mann, vorzüglich unsrer Kinder wegen, eine einträglichere Stelle erhielte!«

»Nun, meine liebste Therese,« sprach Frau von Grünthal, »das wird auch noch werden. Sey du nur getrost, und glaube mir, der liebe Gott hat schon Vorsorge für Dich getroffen. Wenn das Plätzchen auf Erden, das Er uns anwies, nicht mehr für uns taugt, so bereitet Er uns ein anderes. Das müssen wir seiner Güte zutrauen. Auch habe ich bemerkt, wenn ein Mann seine Berufs-

pflichten mit Treue erfüllt, und sich mit seinem geringen Gehalte begnügt, so zieht ihn Gott hervor, und stellt ihn an einen Platz, wo er noch mehr Gutes stiften kann, und dann auch mehr Einkommen erhält. Das wird bei deinem lieben Manne auch zutreffen. Sey also ruhig, und gedulde dich noch ein wenig.« Sie stand auf, um mit Therese in das Schulhaus zurück zu gehen.

Zwölftes Kapitel.

Die beglückte Familie.

Während die beiden Freundinnen unter dem blühenden Apfelbaume die Zeit unter vertraulichen Gesprächen sehr vergnügt zubrachten, hatte Fräulein Henriette sich in dem Zimmer mit den Kindern sehr angenehm unterhalten. Henriette hatte aus dem Reisewagen eine Schachtel mit Konfekt geholt, und den Kindern davon ausgetheilt. Die kleineren Kinder hatten über die künstlich geformten und schön gefärbten Zuckerwaaren, dergleichen sie noch nie gesehen hatten, eine große Freude; sie konnten kaum glauben, daß diese schönen Schäflein, Schäfer und Schäferinnen, diese niedlichen kleinen Blumenkränzchen und Körbchen voll Früchte zum Essen bestimmt seyn sollten.

„Nein, nein," riefen einige, „wir essen sie nicht; es wäre ja Schade dafür." „Ich gebe mein schönes Blumenkränzlein der Mutter," sagte die kleine Luise; „die Mutter muß mir es in ihrem Kasten aufheben." Marie betrachtete ihr schön kandirtes Körbchen voll Früchte, die kaum größer als Erbsen waren, sehr aufmerksam, und rief: „O weh, über diese schönen Aepfelein ist der Reifen gekommen; sie sind ganz mit Eis überzogen." Der kleine Anton sprang zum Vater, und zeigte ihm das schöne Schäflein, das er bekommen hatte, und fragte, ob man es zuvor braten müsse, ehe man es esse. Karl aber hatte zum Entsetzen der übrigen Kinder seiner schönen Schäferin sogleich den Kopf abgebissen, und versicherte, er schmecke sehr gut.

Die kleine Lotte stand an einem Sessel, klaubte die kleinen rothen und weißen Zuckerplätzchen sorgfältig auseinander; die rothen aß sie, die weißen aber legte sie bedächtig bei Seite. „Was machst du da," fragte Henriette; „warum issest du die weißen nicht?" „Ach," sagte das Kind, „die sind ja noch nicht reif; man hätte sie noch nicht abpflücken sollen." Alle Kinder lachten. Das beschämte Lottchen aber erröthete, und fing über den Spott seiner Geschwister beinahe an zu weinen. Henriette aber tröstete sie, und sagte: „Sey du ruhig, liebes Lottchen! Irren kann man sich leicht. Das ist mir selbst schon begegnet, und deine Schwester

Katharine kann es mir bezeugen. Du verdienst deßhalb keinen Spott! Nicht wahr, man hat dir verboten, von den Erdbeeren und Johannisbeeren zu essen, bevor sie nicht reif und schön roth wären! Indem du nun mit den Zuckerzeltchen da dich irrtest, zeigtest du doch deinen Gehorsam. Das macht deinem Herzen Ehre; du bist ein sehr gutes Kind!“

Katharine hatte indessen für die Frau von Grünthal und Fräulein Henriette einige ländliche Erfrischungen aufgetischt. Sie hatte den Tisch mit einem reinen, blendend weißen Tischtuche gedeckt, und brachte nun eine Schale mit süßer, und eine Schale mit saurer Milch, schöne gelbe Butter auf einem reinen Teller, und eine kleine Schale mit Honig, hell und klar, wie durchsichtiges Gold. Ferners brachte sie auf einem Teller gutes, kräftiges Hausbrod, und einem Teller von dem weißen Brode, das Henriette gebracht hatte, auch ein Paar kleine Körbchen mit Aepfeln, die so schön roth und gelb waren, daß man sie nicht schöner hätte malen können. In die Mitte des Tisches stellte sie einen großen, schönen Blumenstrauß. Die Geschirre waren freilich nur von Erde und die Löffel nur von Blech, aber Alles höchst reinlich.

Frau von Grünthal trat jetzt mit ihrer wieder gefundenen lieben Therese in das Zimmer, und lobte die wohlangeordnete ländliche Tafel. „Die Landleute sind doch glücklich,“ sagte sie; „sie bekommen die

köstlichsten Geschenke der Natur — Milch, Butter, Honig, Obst — sogleich aus der ersten Hand; die Städter müssen dieselben theuer bezahlen, und erhalten sie für ihr theures Geld doch oft lange nicht so gut! Auch sind die köstlichsten Zuckerwaaren und dergleichen Dinge, die von Menschenhänden zubereitet werden, nichts gegen die Gaben aus der Hand Gottes — zum Beispiele gegen diese herrlichen Aepfel in den beiden Körbchen.“

Frau von Grünthal setzte sich mit Therese, die ihr immer zur Seite bleiben mußte, an den Tisch. Henriette setzte sich neben Therese, die Freundin ihrer Mutter. Der Lehrer blieb ehrerbietig in einiger Entfernung stehen. Allein Frau von Grünthal sagte mit großer Freundlichkeit zu ihm: „Kommen Sie, Herr Lehrer, und setzen Sie sich hieher an meine Seite; wir haben uns ja noch gar nicht gesprochen, und ich habe Vieles mit Ihnen zu reden. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der, wie ich hoffe, Ihnen gefallen soll, und den Ihre Frau, wie ich bereits merkte, nicht übel finden wird. Ich rühre von den Erfrischungen hier, womit Katharine uns so reichlich bewirthet, nichts an, bevor ich über diesen Vorschlag mit Ihnen in's Reine gekommen bin.“

Der Lehrer setzte sich, und die Frau von Grünthal sprach nun weiter: „Mein Mann war schon lange her darauf bedacht, der Schule zu Grünthal eine

bessere Einrichtung zu geben. Allein er wollte dem guten, alten Lehrer nicht wehe thun. Dieser fühlt aber seine Altersschwäche nunmehr selbst, und wünscht in Ruhe gesetzt zu werden. Er kam bereits um ein Gnadengehalt ein, und mein Mann ist gesonnen, dem guten Greise Alles, was er an baarem Gelde, Getreide und Holz von dem herrschaftlichen Rentamte bezog, zu lassen; den neuen Schullehrer aber doch so zu stellen, daß er zufrieden und sorgenfrei leben kann. Es war nun die größte Angelegenheit meines Mannes, einen solchen Lehrer ausfindig zu machen, der Kenntnisse und guten Willen genug hätte, die Schule von Grünthal in einen bessern Stand zu bringen. Denn mein Mann ist überzeugt, daß er seinen Unterthanen nicht leicht eine größere Wohlthat erweisen könne. Der fast lächerliche Irrthum mit der Hopfenrebe machte uns zu erst auf Sie aufmerksam, Herr Lehrer. Der Brief, den Katharine an meine Tochter Henriette schrieb, gefiel uns allen ungemein wohl. Zu gleicher Zeit kam ein Schreiben von dem Herrn Doktor, den Katharine damals zu ihrer kranken Mutter gerufen hatte. Er versicherte, Ihre Tochter Katharine habe den Brief selbst geschrieben, und machte von Ihrer ganzen Familie eine sehr empfehlende Schilderung. Mein Mann sprach: „Der Lehrer, der seine Kinder solche Briefe schreiben lehrt, und dabei so grundehrlich ist, muß ein vortrefflicher Lehrer und ein sehr guter Mensch

seyn.“ Mein Mann schrieb sogleich an den Doktor, und bat ihn um nähere Nachrichten. Dies war die Ursache, warum der Doktor zur Schulprüfung gekommen. Er war davon entzückt, und machte eine ausführliche Beschreibung davon, die meinen Mann ganz begeisterte. Der Doktor berichtete auch, daß Sie, lieber Herr Lehrer, sich nicht nur um die Schule, sondern in gar vieler Hinsicht um das ganze Dorf sehr verdient gemacht haben. Ich habe das Dorf Steinach vor etwa zwanzig Jahren gesehen; allein ich hätte es jetzt nicht mehr gekannt. Vorhin lag es fast kahl und öde zwischen seinen Felsen und waldigen Bergen da. Jetzt ragen nur mehr der Kirchthurm und die Dächer der Häuser aus einem Wäldchen von Fruchtbäumen hervor. Es sind mehrere Hopfengärten angelegt. Die Hausgärten sind alle wohl mit Gemüse bebaut, und in jedem befindet sich ein Bienenstand. Die Bewohner des Dorfes, die vorhin etwas unthätig und saumselig waren, sind nun von Ihrem Beispiele, Herr Lehrer, angefeuert, so fleißig, wie die Bienen. Auch du, liebste Freundin, sprach sie zur Lehrerin, hast hier sehr viel Gutes gestiftet. Da der Ackerbau in diesem engen Thale die Leute nicht hinreichend beschäftigt; so führtest du das Spitzenklöppeln und Muselinsticken ein, womit die Leute jetzt Vieles verdienen. So arm Ihr Beide, du und der Herr Lehrer sind, so habet Ihr doch sehr

Bayerische Staatsbibliothek München

viel gethan, das Dorf zu bereichern. Ohne das der Name „Industrieschule“ jemals in dem Dorfe genannt wurde, hatte es eine der vorzüglichsten Schulen dieser Art — für die Baumzucht, den Gartenbau, die Bienenzucht und mancherlei nützliche Arbeiten, die durch eure Betriebsamkeit sehr in Flor gekommen. — — Auf die günstigen Berichte des Doktors, die ich jetzt alle bestätiget finde, war der Entschluß meines Mannes sogleich gefaßt. Es hatten sich zwar Viele um den Schuldienst zu Grünthal gemeldet. Allein mein Mann sagte: „Hermann und kein anderer soll Schullehrer in Grünthal werden, wenn er anders Lust dazu hat.“ Da ich nun eben nach Grünthal reise, und die Straße so nahe an Ihrem Dörflein vorbeiführt, so wollte ich mir die Freude machen, Ihnen diese Nachricht selbst zu überbringen. Denn ich zweifle nicht, dieser Schuldienst werde Ihnen angenehm und ganz angemessen seyn. Grünthal ist ein sehr freundlicher Ort. Das Schulhaus ist neu gebaut, sehr bequem und geräumig, und der Garten daran ist groß und schön. An Gehalt bekommen Sie dreimal so viel, als Sie hier haben. Ich denke, Sie werden den Dienst nicht ausschlagen. So ist dann für Ihre lieben Kinderchen gesorgt, und alle Kinder in ganz Grünthal werden sich freuen, einen so guten Lehrer zu bekommen. Mir aber wird dann die große Freude, meine geliebte Jugendfreundin Therese

Bayerische Staatsbibliothek München

wieder in meiner Nähe zu haben; und auch meine Tochter Henriette wird an Katharina eine so liebenswürdige Gespielin finden, wie es ihre Mutter Therese mir in meiner Jugend war. Nun erklären Sie sich, lieber Herr Lehrer, was ist Ihre Gesinnung?«

Der gute Lehrer war über dieses Anerbieten so erfreut, als überrascht; die hellen Thränen standen ihm in den Augen, und er konnte in den ersten Augenblicken keine Worte finden, seine Freude auszudrücken. »Welch ein Glück,« rief er endlich, »welche wunderbare Hülfe vom Himmel, eben da wir sie am nöthigsten hatten! Ja, verehrungswürdige gnädige Frau, ich nehme Ihr Anerbieten mit Freude und dem innigsten Danke an. Ich werde mich bestreben, alle meine Pflichten auf das gewissenhafteste zu erfüllen, und Ihnen und dem gnädigen Herrn meinen Dank mehr durch die That, als durch Worte zu bezeigen.«

Die Schullehrerin brach in so reichliche Freudenthränen aus, daß sie schluchzte. Die kleine Lotte, die neben ihr stand, sagte: »Warum weinst du denn, liebe Mutter? Die gnädige Frau ist ja recht freundlich! Sie zankt ja nicht mit Dir! Weine nicht, sonst muß ich auch weinen!«

Die Mutter aber sagte zu der Frau von Grünthal: »O wie selig bin ich, daß ich Sie beste, gnädige Frau, wieder gefunden habe, und daß Sie noch immer

so gütig, so liebreich, so leutselig, so anspruchslos und bescheiden sind, als Sie es schon damals in Lindenberg waren. Wie freue ich mich, daß ich nun in Ihrer Nähe leben werde! Wie gütig hat der liebe Gott für mich und meine Kinder gesorgt. Wie weiß Er Alles am Ende recht zu machen!«

Frau von Grünthal sagte: „Es ist eine augenscheinliche Fügung Gottes, daß wir einander wieder fanden, und daß der Schuldienst zu Grünthal deinem Manne zugedacht war, ehe ich wußte, er sey dein Mann. — Ach, ich habe mich beständig darnach gesehnt, dich in meinem Leben nur noch einmal zu sehen! Ich wünschte von ganzer Seele, jetzt, da mich Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, doch auch etwas für dich thun zu können, und dir, der Retterin meines Lebens, meinen Dank zu bezeigen. Wie erfreut, wie erstaunt war ich daher, als ich unter dieses dein Strohdach kam, und erst Katharinen, dein treues Ebenbild, und dann dich selbst erblickte! Gewiß, meine Freude ist so groß, als die deinige. Nicht nur du, liebe Therese, und dein Mann und deine Kinder haben Ursache, Gott zu danken; auch ich, mein Mann und meine Kinder, ja ganz Grünthal müssen diese Fügung als eine göttliche Wohlthat erkennen, und werden Gott nach vielen Jahren noch dafür zu danken haben. Der Irrthum mit der Hopfenrebe war in der That ein glücklicher Irrthum!«

»Nun,« rief Henriette, die immer fröhlich und

heiter war, das freut mich, daß ich mit jenem Hopfenhandel so viel Gutes stiftete! Ich wurde damals viel darüber getadelt; nun muß ich, da es sonst Niemand thut, mich schon selbst ein wenig loben! Wenn ich jenes Hopfengewinde nicht so theuer bezahlt hätte, so wären alle die glücklichen Folgen unterblieben, die aus jenem Handel entstanden sind. Mama hätte Ihre Freundin nicht gefunden, und wir bekämen keinen so trefflichen Schullehrer nach Grünthal."

Allein Frau von Grünthal sagte: „Diese glücklichen Folgen kommen gar nicht auf deine Rechnung, meine liebe Henriette, und du darfst dich des erfreulichen Ausgangs dieser Geschichte nicht rühmen. Dein Irrthum bleibt Irrthum, und deine unbesonnene Handlung unbesonnen. Allein, nichts verherrlichet die Vorsehung Gottes so sehr, als daß sie auch unsere Unbesonnenheiten zum Besten zu leiten weiß, ja, daß nicht selten unsere unüberlegten Handlungen zu unserm Glücke ausschlagen, während unsere wohlbedachten Unternehmungen oft zu nichts werden, oder manchmal uns gar zum Schaden gereichen. So zeigt Gott, daß Er die menschlichen Begebenheiten lenke; so erkennen wir, daß wir bei Allem, was wir thun und vorhaben, unser eresst Vertrauen auf Ihn setzen, und alle Ehre Ihm allein geben sollen. — Damit aber will ich ganz und gar nicht dich, meine noch immer etwas

leichtsinnige Henriette, in deinem leichtsinnigen, unbesonnenen Wesen bestärken. Leichtsinn und Unbesonnenheit bringen ihrer Natur nach immer traurige Folgen, und wenn Gott freudige Begebenheiten daraus entstehen läßt, so ist es lediglich Seine Gnade und Erbarmung. Wir wollen daher immer bedachtsam und mit Ueberlegung handeln, und dann den Erfolg Gott anheim stellen. Wir müssen es machen, wie der Landmann, der seinen Acker mit aller Mühe und Sorgfalt anbaut, und den Segen dazu von Oben erwartet.«

Frau von Grünthal sagte nun dem Schullehrer noch, daß er so bald möglich nach Grünthal ziehen, und ihr den Tag, an dem er von Steinach abreisen werde, berichten solle; sie werde dann ihn mit seiner Frau, seinen Kindern, und sämmtlichen Geräthschaften abholen lassen. Sie versicherte ihn noch einmal, er werde mit seiner Frau in Grünthal gewiß vergnügt leben. „Ganz gewiß,“ sagte sie, „werden Sie wegen des Guten, das Sie sicher dort stiften werden, allgemein geschätzt und geliebt seyn, und dort auch Gelegenheit finden, Ihre Kinder gut zu versorgen.“ Was sie jetzt voraussagte, ward in der Folge auch Alles genau erfüllt.

Frau von Grünthal nahm nun von Therese sehr zärtlich Abschied auf ein baldiges, frohes Wiedersehen, wünschte mit der ihr eigenen Freundlichkeit dem Lehrer und den Kindern indessen wohl zu

leben, und ging mit Henriette, von der ganzen hoch beglückten Familie des Schullehrers begleitet, zu ihrem prächtigen Reisewagen, der zum Erstaunen aller Einwohner des Dorfes nicht weit von der Hausthüre des armen Schullehrers hielt.

Bevor Henriette in den Wagen stieg, sagte sie zu Katharine: „Noch Eines hätte ich bald vergessen! Ich war so unartig, dir bei der größten Sonnenhitze deinen Hut vom Kopfe zu nehmen; überdies war dir der Hut, als ein Geschenk deiner geliebten Mutter, doppelt lieb und werth. Ich bringe dir ihn aber hiemit wieder zurück.“ Sie nahm den mit Hopfen umschlungenen Hut aus einer Schachtel, und überreichte ihn Katharinen.

„Ist's möglich!“ rief die überraschte Katharine; „sind denn die schönen Hopfenblüthen, und die hübschen grünen Blätter in dieser langen Zeit nicht verdorrt? Wahrhaftig, sie sind ganz die nämlichen, und noch eben so frisch und grün, wie damals, als ich sie um den Hut wand!“

Henriette klatschte in die Hände, lachte und rief: „Nun haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen! Ich sah jene natürliche Hopfenrebe für eine künstliche an, und du siehst nun eben so diese künstliche für eine natürliche an. — Ich ließ, so bald ich damals in der Stadt ankam, jenen Hopfenzweig, den ich dir eben nicht am wohlfeilsten abgekauft hatte, der aber indessen längst verdorrt ist,

von einer Blumenmacherin genau nachbilden, und mit dieser künstlichen Nachbildung mache ich dir nun ein Geschenk. Bewahre dieses Hopfenreis so auf, als wäre es eben dasselbe, mit dem einst deine Hand diesen Hut umschlang, das aber in der Hand Gottes ein Mittel wurde, mehrere erfreuliche Begebenheiten in Eine zu verschlingen, und uns Allen große Freude zu bereiten.«

»Das gnädige Fräulein hat ganz Recht,« sagte der Schullehrer; „bewahre dieses Hopfengewinde sorgfältig auf, liebe Katharine, zur Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit. Er hat durch jenes Hopfenzweiglein, das wir hier so kunstreich nachgemacht sehen, große Dinge an uns gethan! Denn Er hat in seiner unermeßlichen Haushaltung unzählige Mittel, deren Er sich zur Belehrung, Besserung und Beglückung seiner Menschen bedient — es sey nun eine Kürbißstaude bei Ninive, oder der unfruchtbare Feigenbaum am Wege nach Jerusalem, oder jene blühende Hopfenrebe von unserm Gartenzaune!«

Das Rothkehlchen.

Martin Frank war ein tapferer Kriegsmann, der viele Jahre gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht, und für sein Vaterland rühmlich gekämpft hatte. Als er aus dem Felde zurück kam, waren seine dürftigen Eltern bereits gestorben. Sie hatten ihm nichts hinterlassen, als ein baufälliges Wohnhäuschen und einen kleinen Baumgarten dabei. Der brave Mann befand sich nun in einer sehr traurigen Lage. Seine Wunden hatten ihn zu schwerern Arbeiten untauglich gemacht. Er war sehr bekümmert und sann Tag und Nacht ernstlich nach, wie er sich ehrlich ernähren wolle. Da bemerkte er eines Tages in dem nahen Walde, daß die vielen Stöcke und Wurzeln der abgehauenen Masholder-Bäume sehr schönes Maserholz lieferten, aber wenig geachtet wurden und unbenützt im Walde verfaulten. Er versuchte sogleich, aus diesem Holze Tabacksdosen und Pfeifenköpfe zu verfertigen, und brachte es zu einer ungemeinen Geschicklichkeit; besonders fanden die Pfeifenköpfe, die aus dem schönsten

Maser zierlich geschnitzt und glänzend polirt waren, großen Beifall und reißenden Abgang. Mancher vornehme Herr zog einen solchen schön mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf sogar einem von Meerschaume vor.

Der fleißige Mann arbeitete die ganze Woche hindurch unermüdet in seiner Werkstätte, oder holte sich Maserholz aus dem Walde, und war dabei nicht viel besser gekleidet, als ein Tagwerker. Allein des Sonntags erschien er in seiner grünen Uniform mit rothen Aufschlägen, und mit seiner silbernen Ehrenmünze an der Brust, ging Morgens, indem er sich, wegen seines etwas gelähmten Fußes, auf seinen Korporalstock stützte, in gemessenem Schritte zur Kirche, und Abends auf eine oder längstens zwei Stunden in den Gasthof. Er hatte noch immer in Gang und Geberde etwas Kriegerisches, und trug auch seinen Schnurrbart noch. Wegen seiner Rechtschaffenheit, Erfahrung und Ordnungsliebe wurde er allgemein geachtet. Er gelangte durch seinen Fleiß und seine kluge Sparsamkeit zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Denn er war keiner von denjenigen, die sogleich großen Aufwand machen, wann sie gute Geschäfte gemacht haben, und da meinen, es werde immer so gehen. Unter Anderm ließ er sein altes, hölzernes Haus, das ein wohlhabender Mann hätte

niederreißen und neu bauen lassen, bloß ausbessern; wußte es aber so gut herzustellen, daß er sehr gut und bequem darin wohnte, und daß es sich mit der braunen Holzfarbe, den erneuten, runden Fensterscheiben und dem glänzenden Fensterblei, zwischen den hohen Birnbäumen und weitausgebreiteten Apfelbäumen des Gartens sehr gut ausnahm. Er verheirathete sich, erzog seine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, sehr gut, und versorgte sie auch sehr gut. „Wer es nicht an Fleiß fehlen läßt, dem fehlt es nie an dem nöthigen Auskommen,“ sagte er öfter. „Auch die kleinste Kunst nährt ihren Mann. Thu' das Deine getreu und vertrau' auf Gott, so wird Gott auch das Seine thun, und es dir nie an Seiner so nöthigen Hülfe fehlen lassen.“

Nachdem der ehrliche Martin Frank bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte und seine gute, treue Hausfrau gestorben war, versah der wackere Kriegsmann seine kleine Haushaltung selbst, und zwar wie bisher ohne Magd. Indeß nahm er seinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben zu sich, dem man, den Großvater zu ehren, in der Taufe auch den Namen Martin gegeben hatte. Der kleine Martin hing bald mit Leib und Seele an dem Großvater, und that ihm Alles zu gefallen, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Der Großvater bediente sich seiner als Gehülfen

bei seinen Holzarbeiten, und erzählte ihm während der Arbeit, theils lustige, theils schauerliche Geschichten aus seinen Feldzügen, denen er aber immer eine oder die andere gute Lehre beizufügen wußte.

Der Großvater brachte manchmal ganze Tage in dem Walde zu, um Wurzeln und Stöcke des Masholders auszuheben, und nach Hause zu bringen. Er nahm seinen lieben Enkel allemal mit sich. Dies waren die fröhlichsten Tage des Knaben. Es gefiel ihm nirgends so wohl, als in dem Walde. Der Großvater nannte ihm alle Bäume des Waldes, und lehrte ihn die Eigenschaften und den Nutzen der verschiedenen Holzarten kennen. „Wir können dem lieben Gott nicht genug danken, sagte er unter Anderm, daß Er die herrlichen Bäume da um uns her wachsen läßt. Wenn es keine Bäume gäbe, so wäre es für uns gefehlt. Die Tannen und Fichten dort am Berge liefern uns Balken, Bretter und Latten; unser ganzes Haus besteht ja aus Tannenholz, ja auch Tische und Bänke, Kasten und Bettladen sind daraus gemacht. Das Tannenholz ist übrigens etwas weich; andere Bäume aber, wie dort die Eichen und Buchen, haben sehr festes, hartes Holz. Wenn unser Schiebkarren hier nicht von solchem harten Holze wäre, so würde er nicht so lange dauern. Ohne hartes Holz hätten wir nicht einmal einen dauerhaften Stiel zu unsrer Axt. — Sehr

schön ist es, daß jede Holzart ihre eigenthümliche Farbe hat, schön röthlich, bräunlich oder gelblich ist, und deshalb zu allerlei zierlichem Hausgeräthe dient. Das Holz der Masholderstöcke aber ist gar marmorirt; es ist so fein, daß man die Holzzasern gar nicht sieht, weshalb wir auch so feine Arbeiten daraus verfertigen können. — Man kann die Früchte der Waldbäume zwar nicht essen; diese Bäume ernähren aber dennoch viele tausend arbeitsame Menschen, die mit Holzarbeiten ihr Brod verdienen. Auch uns gewährt der Masholderbaum unsern Lebensunterhalt. So hat Gott Alles weislich eingerichtet. Wir wollen Seine Weisheit und Güte in Allem erkennen und stets ein dankbares Herz gegen Ihn haben!“

Eine ganz ausnehmende Freude hatte der kleine Martin an den Vögeln im Walde, und ihrem lieblichen Gesange. „Großvater,“ sagte er, „wollen wir nicht einige fangen und mit nach Hause nehmen?“ „Nein,“ sagte der Großvater, „das ist nichts.“ „Je, warum denn nicht,“ fragte der Knabe; „sie singen gar zu schön! Zu Hause könnten wir sie immer singen hören.“ „Du hörst sie schon hier im Walde singen,“ sprach der Großvater; „da klingt es viel schöner. Die armen Vögelein, die man so grausam einsperrt, leben selten lange, ja sie kommen durch Nachläßigkeit der Menschen gar oft elender Weise um.“

Einmal aber an einem schönen Herbsttage saß der Großvater mit seinem Enkel an einem sonnigen Plätzchen des Waldes bei dem kleinen Mittagsmahle, das der Knabe, wie gewöhnlich, in einem Korbe mitgenommen hatte. Da kam ein Rothkehlchen, oder wie man in jener Gegend sagt, ein Rothbrüstlein herbei, und pickte die Brosämlein auf. Der Kleine war darüber ganz entzückt. „Was dies für ein wunderschönes Vögelein ist!“ sagte er zu dem Großvater, redete aber ganz leise, um es nicht zu verscheuchen. „Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, ein solches Vögelein den Winter über in unserer Stube zu haben.“ „Nun,“ sagte der Großvater, „das mag wohl geschehen. Ein Rothkehlchen ist gar ein zutrauliches Vögelein, und ist gern um die Menschen. Es bringt den Winter vielleicht lieber unter Dach, als im Freien zu.“ Der Großvater lehrte dem Knaben die Anrichtung machen um ein solches Vögelein zu fangen.

Der kleine Martin lief die Woche hindurch alle Tage in den Wald, um nachzusehen, ob noch kein Rothkehlchen eingegangen sey. Immer kam er aber leer zurück, und hatte die Hoffnung, eines zu fangen, bereits aufgegeben. Endlich kam er einmal voll Freuden nach Hause gelaufen. „Großvater,“ rief er, „jetzt habe ich endlich einmal Eines! O sieh nur, welche schöne, schwarze Aeuglein es hat, und wie unvergleichlich schön gelbroth das

Kehlchen ist! Jetzt reut mich alle meine Mühe und Arbeit nicht.“ Er ließ das Vögelein in der Stube fliegen, und seine Freude ward noch größer, als es gar nicht scheu that, die Fliegen in der Stube wegschnappte, aus dem grünen, irdenen Tröglein die geriebenen gelben Rüben mit Semmelmehl fraß, und sich in dem kleinen Wassergeschirre badete. Martin holte ein frisches, grünes Tannenbäumchen aus dem Walde, und stellte es in die Ecke der Stube. Das Vögelchen flog sogleich darauf zu. „Aha,“ sagte Martin, „es weiß schon, wo es hingehört. Wie munter es von Zweig zu Zweig hüpft! Wie schlau es zwischen den Aesten hervorblickt, und wie sich das ziegelrothe Kehlchen in dem dunkeln Grün so lieblich ausnimmt!“ Das Rothkehlchen gewöhnte sich bald ganz an ihn, pickte ihm die vorgehaltenen Fliegen zwischen den Fingern hinweg; ja es setzte sich auf den Rand seines Tellers, aß mit ihm, und ließ sich sogar die Erdäpfel sehr gut schmecken. Es kam einige Male durch das offene Fenster in den Garten am Hause, schlüpfte in der Hecke pipend umher, kam aber allemal von selbst wieder herein. Das Vögelein machte dem Knaben tausend Freuden — und als es erst anfing zu singen, da lauschte Martin mit zurückgehaltenem Athem so entzückt auf das leise, liebliche Gezwitscher, daß wohl nie ein Fürst dem größten Flötenspieler mit mehr Vergnügen zugehört hat.

Nun rückte der Namenstag des Großvaters wieder heran. Der Großvater sah Abends an einem Sonntage in den Kalender, und sagte: „Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! Künftigen Dienstag ist schon das Fest des heiligen Martins. Ach vor einem Jahre war es anders, als jetzt! Da lebte meine selige Elisabeth noch, und wir aßen die Martinsgans, die sie eigens auf meinen Namenstag gemästet hatte, mit einander. Aber heuer — wirds ein trauriges Namensfest geben. Es ist doch nichts, wenn keine Hausfrau die Haushaltung besorgt. Nicht einmal den alten löblichen Gebrauch, in der Martinsnacht eine gebratene Gans zu essen, können wir mehr beobachten; ich habe darauf vergessen, und nun ist es wohl zu spät dazu!“ Er zog, etwas mißmuthig, seine grüne Uniform an, und ging zu dem goldenen Adler, wo er den Bauern am Sonntage Abends gewöhnlich die Zeitung vorlas, und ihnen die Kriegsnachrichten erklärte.

Der Großvater war kaum zur Thüre hinaus, so kam der kleine Adolph des Herrn von Waldberg, der im Schlosse droben auf dem Berge wohnte, zur Thüre herein, um nach dem Muster, das er mitbrachte, ein Paar Pfeifenköpfe zu bestellen. Der kleine Martin spielte eben mit seinem Rothkehlchen, das ihm auf den Finger geflogen war, und ihm einige zerdrückte Hanfkörnlein aus der Hand pickte. „Was

willst du für das Vögelein?« sagte Adolph. »Es ist sehr zahm; ich will es dir abkaufen.« »Es ist mir nicht feil,« sagte Martin, indem er dem Vögelein mit dem Finger der andern Hand die Federlein zurecht strich; »ich gebe es um keinen Preis.« Der reiche junge Herr bot nach und nach bis auf einen Gulden. Da fiel es dem kleinen Martin ein, für einen Gulden könne er ja wohl gar eine Gans kaufen, und dem Großvater eine unvermuthete Freude machen. Er überließ also das Vögelein dem jungen Herrn, indem er es ihm auf das nachdrücklichste anempfahl, und ihn auf das dringendste bat, das gute, trauliche Thierchen ja doch recht gut zu halten. »Haben Sie doch recht Acht,« rief er ihm noch nach, »daß die Katze im Schlosse es nicht erwischt; und beschneiden Sie deßhalb dem Vögelein die Flügel nicht.«

Martin lief nun sogleich von Haus zu Haus, eine feile Gans ausfindig zu machen. Eine Bäuerin hatte noch eine übrige gemästete Gans, sagte aber, sie könne sie nicht unter einem Thaler geben. Martin sagte betrübt, daß er nicht mehr als einen Gulden habe, und erzählte, wie er sein Vögelein verkauft, um dem Großvater eine Freude zu machen. Das gefiel der Bäuerin. »Nun wohl,« sagte sie »wegen deiner Liebe zu deinem Großvater will ich dir die Gans für einen Gulden lassen. »Martin

dankte erfreut, und sagte, morgen Abends wolle er die Gans abholen.

Am Vorabende des lang ersehnten Festes trat nun der kleine Martin mit der wohlgenährten Gans unter dem Arme feierlich in die Stube, sagte den Glückwunsch auf, den auf Martins flehentliches Bitten der Herr Schulmeister in zierlichen Reimen verfaßt hatte, den aber die Gans, zum großen Verdrusse des Kleinen, mit ihrem Geschnatter mehrmals unterbrach. Am Ende des Spruches überreichte Martin dem Großvater, sich tief verneigend, die Gans als ein Geschenk zum Namenstage.

Der alte Mann, der streng auf Ehrlichkeit hielt, wollte sich Anfangs nicht recht freuen. Er schöpfte Verdacht, und nahm den Knaben in scharfes Verhör. „Wo hast du die Gans oder das Geld dazu her?“ fragte er ihn mit großem Ernst, stand aus dem Lehnstuhle auf, und erhob drohend seinen Stock von Haselstauden. Er wußte den Korporalstock noch sehr gut zu schwingen, obwohl er bei seinem gutherzigen, folgsamen Enkel nie nöthig hatte, Gebrauch davon zu machen. Martin schwieg. „Wo hast du sie her?“ rief der Alte noch einmal mit seiner nachdrücklichen, tiefen Baßstimme; „das sag mir!“ Martin erzählte die Geschichte von dem Verkaufe seines geliebten Rothkehlchens. Der Groß-

vater ward sehr gerührt, und wischte eine Thräne vom Schnurrbarte, die während der Erzählung darauf herabgetröpfelt war. „Bravo!“ rief er, „du hast dich wohl gehalten. Das freut mich, daß du auf deinen Großvater so viel hältst. Jetzt wird die Martinsnacht doch noch ein Freudenfest für mich — ein wahres Fest für mein Herz. Doch gehe jetzt, und sperre die Gans einstweilen in den leeren Gänsestall.“

Als der Knabe hinaus war, sprach der Großvater: „Der Junge hat ein Herz, das lauter Gold ist. Was er da gethan hat, ist eine wahre Martinsthat. Der heilige Martin gab dem Bettler den halben Mantel; der Knabe da gab aber seine ganze Freude dahin, um seinem Großvater Freude zu machen. Mein heiliger Namenspatron wirds mir ja doch nicht übel nehmen, wenn mirs so vorkommt, der Kleine habe fast noch mehr gethan, als der heilige Martin, der, so viel ich weiß, auch Soldat gewesen. Aus dem Knaben kann noch Etwas werden.“

Der Großvater, der im Felde öfters gekocht hatte, und diese Kunst noch immer ausübte, bereitete die seltene Speise selbst zu, und legte davon seinem Enkel bei der Mahlzeit immer das Beste vor. Während sie noch am Tische saßen, kam

ganz unerwartet ein Bedienter aus dem Schlosse mit einer Flasche Wein herein, und sagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau hätten von dem jungen Baron Adolph vernommen, wie der kleine Martin sein niedliches Rothkehlchen verkauft habe, um auf das Namensfest des Großvaters einen Braten anzuschaffen, und da wolle die gnädige Herrschaft nun auch dem Herrn Korporal ein Glas Wein dazu senden, und lasse ihm zu dem heutigen Feste Glück wünschen. Der alte Mann fühlte sich durch diese Gnade sehr geehrt, und auch der kleine Martin freute sich, daß sein Rothkehlchen dem Großvater außer dem Braten noch zu einem guten Trunk verholfen habe.

Martin vermißte aber das trauliche Vögelein doch sehr hart; er mochte das Tannenbäumlein, das noch einsam und verlassen in der Stubenecke stand, kaum ansehen. Eines Abends saßen Großvater und Enkel an dem wärmenden Ofen. Wegen des wolkigen Himmels war es in der Stube früher dunkel geworden, und sie hatten deßhalb etwas früher Feierabend gemacht. Es war ein sehr schauerlicher Novemberabend; es schneite und regnete draußen durch einander, und der Sturmwind sauste und brauste, als wollte er das kleine Haus mit sich fortführen. Da rief der kleine Martin mit einmal: „Je, da ist ein Vögelein am Fenster, und

pickt an die Scheiben, als wollte es herein gelassen werden!« Er öffnete das Fenster — das Vögelein flog herein — und wer beschreibt die Freude des Knaben, als er in dem Vögelein sein geliebtes Rothkehlchen erblickte! Er hatte ihm ein rothes Seidenfädchen um das Füßchen gewickelt; daran würde er es erkannt haben, wenn er es auch sonst nicht erkannt hätte. „O du liebes Thierchen!« rief er, »so bist du denn wieder da? So hast du deinen Martin noch nicht vergessen? Wie hast du denn unsre Wohnung wieder gefunden? Gefällts dir unter dem niedrigen Dache hier doch besser, als droben im prächtigen Schlosse? Nun, nun, wir haben dahier im Winter auch eine warme Stube, um nicht zu frieren, eine warme Suppe, um uns satt zu essen, und — was über Alles geht — ein fröhliches Herz. Und wer sollte auch mehr verlangen?«

Er streckte die Hand aus, und das Vögelein flog ihm darauf. „Nicht wahr,« sagte er, „du möchtest wieder da bleiben? Aber das verstehst du nicht besser. Ich darf dich nicht hier behalten; das wäre gerade wie gestohlen! Ich muß — muß dich wieder heimgeben.« „Ach!« seufzte er, und drückte das Vögelein an die nasse Wange; du glaubst nicht, wie hart es mich ankommt, dich fort zu tragen; aber es muß doch seyn.«

„Bravo, Junge,“ sprach der Großvater; „das ist recht, das ist deine Schuldigkeit. Drum trag das Vögelein nur gleich fort; sonst kommts dich immer schwerer an. Was nicht unser ist, soll nicht einmal unter unserm Dache übernachten. Also mach', daß du fortkommst, ehe es vollends Nacht wird.“ Martin nahm seine neue Pelzmütze, die ihm der Großvater zum Namenstage geschenkt hatte, und lief im Schnee und Regen hinauf in das Schloß. Der kleine Adolph hatte eine große Freude, als er das Vögelein in der Hand des Knaben wieder erblickte. Die gnädige Frau aber, die mit ihrer Arbeit auf dem Kanapee saß, und zwei hellleuchtende Wachskerzen vor sich auf dem Tische stehen hatte, ward von der Ehrlichkeit des armen Knaben innigst gerührt. „Das ist ja recht schön von dir, Kleiner,“ sprach sie, „daß du das Vögelein wieder zurück bringst. Du hättest es leicht behalten können, ohne daß wir etwas davon gewußt hätten. Ja, wenn ich es auch in deiner Stube gesehen hätte, so hätte ich sicher geglaubt, es wäre ein anderes Rothkehlchen. Daß ein so kleines Vögelein so viele Anhänglichkeit an die Menschen habe, und daß es sogar die Wohnung, wo es gastfreundlich bewirthet worden, wieder finden könne, hätte ich nicht geglaubt. Da ein so kleines Geschöpf nicht ohne Gefühl, sondern erkenntlich und dankbar ist, wie viel mehr sollten wir Menschen es seyn!“

Martin machte, indem er das Vögelein dem kleinen Baron Adolph übergab, ein recht betrübtes Gesichtchen. Die gnädige Frau aber sprach zu Adolph: „Lieber Adolph, du siehst, das Rothkehlchen war die einzige Freude des armen Knaben. Er hat, wie du wohl weißt, es recht vom Herzen hinweg verkauft, seinen alten Großvater zu erfreuen. Du hast das Vögelein aus Nachläßigkeit entkommen lassen; es hatte ihn aber so lieb gewonnen, daß es von selbst wieder zu ihm zurück kehrte. Er ist so ehrlich und bringt es dir wieder, so lieb er es hat, und so gern er es behalten hätte. Wäre es nun wohl schön, ihm das Vögelein wieder abzunehmen?“

„Nein,“ sagte Adolph, „das wäre nicht schön! Da, guter Martin, hast du dein Rothkehlchen wieder; ich schenke es dir zur Belohnung deiner Ehrlichkeit!“ Martin wollte das Vögelein, das der junge Herr so theuer bezahlt hatte, nicht nehmen. Allein Adolph bestand darauf. „Nimm, nimm,“ sagte er; „und wenn du einmal wieder ein Rothkehlchen fängst, so magst du es mir dann bringen.“ Martin war hoch erfreut. „Wenn Sie mir Ihr ganzes Schloß geschenkt hätten,“ sagte er, „so hätten Sie mir keine größere Freude machen können.“ Die gnädige Frau aber, die über die Denkart ihres Sohnes noch mehr erfreut war, als

Martin über das Rothkehlchen, ging an ihre Kommode, nahm ein schönes, glänzendes Goldstück heraus, gab es dem Martin, und sagte: „Da mein Adolph dein edles Herz so zu schätzen weiß, und dir zur Belohnung deiner Redlichkeit das Vögelein schenkte; wie sollte seine Mutter dich unbelohnt gehen lassen! Nimm da dieses Gold; denn deine Ehrlichkeit ist mehr werth als Gold.“

Martin eilte voll Freude und in hohen Sprüngen den Schloßberg herab, und stürzte beinahe zur Stubenthüre hinein. „Da hab ich das Rothkehlchen schon wieder!“ rief er: „das ist jetzt schon das dritte Mal, daß es unter unser Dach kommt. Es ist ein wahres Glücksvögelein. Sieh nur, Großvater, was es mir eintrug!“ Er zeigte dem Großvater das Geld und sagte: „Nicht wahr, das ist ein schönes Goldstück? Das mußt aber du nehmen. Ich bin reich genug, da ich nun mein liebes Vögelein wieder habe.“

„Siehst du,“ sagte der Großvater, „daß es wahr ist, was ich dir immer sage. Auch die gnädige Frau schätzt die Ehrlichkeit höher als Gold. Alle gute Menschen denken so. So dachte auch der gute König, dem zu dienen ich einmal die Ehre hatte, und der hier auf dem Golde abgebildet ist. Da sieh einmal sein Bild! Es ist zum

Sprechen getroffen; und wenn es sprechen könnte, so würde es sagen, wie der alte Korporal Frank immer sagt: „Bursche, werde ein ehrlicher Kerl.“ Für das Goldstück will ich dich aber neu montiren lassen. Der Rock ist dann ein wahres Ehrenkleid für dich; du hast ihn dir durch deine Ehrlichkeit erworben. Mache nur, daß du dein Leben lang nie einen andern Faden, als der ehrlich und redlich verdient ist, am Leibe trägst.“

Dem kleinen ehrlichen Martin aber brachte sein Rothkehlchen noch mehr ein, als einen Dukaten. Er und sein Großvater wurden durch dasselbe mit der Herrschaft im Schlosse näher bekannt. Einmal an einem heitern Wintermorgen ging die Herrschaft spaziren, und kam an Martins Wohnung vorbei. Der junge Herr sagte: „Ich möchte doch einmal sehen, ob das Rothkehlchen noch lebt!“ Man ging hinein. Herr von Waldberg, der den alten Korporal Frank nur vom Ansehen kannte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erkundigte sich nach seinen Feldzügen, und fand an ihm großes Wohlgefallen. Er redete von nun an allemal mit ihm, wenn er auf der Jagd ihn im Walde traf; er kam wohl selbst zu ihm in das Haus, um sich einen Pfeifenkopf auszusuchen, und sah ihm bei seiner Arbeit unter mancherlei Gesprächen Stunden lang zu. Adolph kam zu Zeiten auch

mit, unterhielt sich mit Martin, und lud ihn manchmal ein, in das Schloß zu kommen.

Indeß spürte der Großvater nach und nach die Beschwerden des Alters; er machte sich daher eine Herzensangelegenheit daraus, vor seinem Tode seinen Enkel gut zu versorgen. Er hatte bisher immer gedacht, Martin werde sich einmal mit Verfertigung von Dosen und Pfeifenköpfen gut ernähren können. Allein mehrere fleißige Hausväter in dem Dorfe, die sich im Sommer mit dem Feldbau beschäftigten und im Winter nichts zu thun wußten, hatten sich nach dem Beispiele des alten gewerbsamen Kriegers auch auf diesen Nahrungszweig verlegt. Die Dosen und Pfeifenköpfe wurden nun, da sie nicht mehr so selten waren, nicht mehr so gut bezahlt. Der Großvater sann deßhalb darauf, seinen Enkel ein anderes Handwerk lernen zu lassen, das zwar mehr Kräfte und Geschicklichkeit erfordere, aber seinen Mann auch reichlicher nähre. Allein er hatte schon seinem Sohne und seiner Tochter so viel gegeben, daß ihm selbst wenig übrig geblieben, und sein Enkel Martin hatte so viele Geschwister, daß dessen Eltern genug zu thun hatten, alle zu erhalten. Der gute Greis sah daher im Aufbringen des Lehrgeldes mit den Kosten nicht recht hinaus.

Da kam nun der junge Martin, der jetzt bereits

vierzehn Jahre alt war, wieder einmal in das Schloß, dem Baron Adolph zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Adolph zeigte ihm einen sehr schönen Schreibeschrank von kunstreich eingelegter Arbeit, den seine Eltern ihm zum Geburtstage geschenkt hatten. „Der geschickteste Meister in der Stadt hat ihn gemacht,“ sagte Adolph; „sag' einmal, wie gefällt er dir?“ Martin betrachtete den Schrank mit großer Aufmerksamkeit. „Das sind herrliche Maser!“ rief er; „ich habe noch keine schönere gesehen! Auch das übrige Holz ist sehr schön. Dieses dunkelbraune da ist von Nußbaum, dieses rothbraune von Kirschbaum, das gelbe da von Birnbaum, und das schöne weiße von Ahorn.“ Herr von Waldberg, der eben in das Zimmer trat, verwunderte sich, daß Martin alle Holzarten zu nennen wußte, und fragte: „Wer hat sie dich alle so gut kennen gelehrt?“ „Mein Großvater,“ sagte Martin. „Ich habe mir von allen Arten Holz, die es in unserm Walde und unsern Baumgärten gibt, eine Sammlung gemacht. Sie besteht aus lauter kleinen Brettchen, die ungefähr so geformt sind wie die kleinen hübschen Bücher hier auf dem Schranke; und auch so in einer Reihe stehen. Sie gleichen auch sonst den Büchern; die Rinde, die ich daran ließ, stellt gleichsam den Rücken vor, und das übrige Holz, das ich schön polirte, den Deckel und den Schnitt.“

Herr von Waldberg dachte, den Geburtstag seines Sohnes nicht schöner feiern zu können, als durch eine edle Handlung. Er sagte daher: „Nun, Martin! du verstehst dich sehr gut auf das Holz. Wie ich weiß, bist du auch im Verfertigen der Pfeifenköpfe schon sehr geschikt. Allein ein solcher Schrank ist doch ein viel schöneres Stück Arbeit. Möchtest du nicht diese Kunst lernen und ein Schreiner werden?« „Warum nicht?“ sagte Martin; „nichts lieber. Aber mein Großvater vermag das Lehrgeld nicht zu bezahlen.« „Nun wohl,“ sagte der gnädige Herr, „für das Lehrgeld will ich sorgen. Wenn es deinem Großvater recht ist, so will ich dich dem Meister, der diesen Schreibeschrank machte, in die Lehre geben.« Martin ward über dieses Anerbieten sehr erfreut, und auch der Großvater sah es für ein großes Glück, ja für eine Fügung Gottes an, und forderte seinen Enkel auf, Gott für diese große Wohlthat recht von Herzen zu danken.

Martin kam in die Lehre, wurde nach drei Jahren Gesell, reiste dann in die Fremde, und kehrte als ein gesunder, unverdorbener, junger Mann, wohl gekleidet, von blühendem Aussehen und seiner Kunst wohl kundig, zur herzlichsten Freude seines alten Großvaters wieder zurück. Herr von Waldberg war mit der ersten Arbeit, die er bei ihm bestellte, höchst zufrieden, und sagte: „Nun

wohl, mein lieber Martin! Es war schon lange mein Wunsch, einen geschickten Schreiner im Orte zu haben. Ich werde dich daher hinreichend unterstützen, eine eigene Werkstätte zu errichten.« Das alte Haus wurde nunmehr neu gebaut. Herr von Waldberg gab ihm alles erforderliche Holz dazu unentgeltlich, und der junge Meister verfertigte alle Schreinerarbeit daran mit eigener Hand; auch fand er, da er eben so billig als geschickt war, reichlichen Verdienst, und verheirathete sich in der Folge mit einer sehr tugendhaften, sittsamen und fleißigen Bürgerstochter.

Der Großvater, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, erlebte diese Freude noch, und wohnte bei seinem Sohne in dem neuen Hause, sehr geehrt und zufrieden. Martin konnte auch seinen Eltern und Geschwistern sehr viel Gutes erweisen. Als einmal Martin am Namensfeste des Großvaters, Eltern, Geschwister und die übrigen Verwandten auf eine Martinsgans eingeladen hatte, und alle sehr vergnügt und fröhlich waren, sagte der Großvater: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich alle meine Lieben an Einem Tische so beisammen sehe! Mit Freuden erinnere ich mich noch jenes Abends, da Martin, noch als kleiner Knabe, aus Liebe zu mir jenes Rothkehlchen verkaufte, um mir auf den Martinstag einen fröhlichen Abend zu verschaffen.

Unter Gottes Leitung war jenes Vögelein die erste Veranlassung zu Martins Glück. Gott belohnte seine Liebe zu mir, seine Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine gute Aufführung, und setzte ihn in den Stand, mir einen fröhlichen Abend meines Lebens zu bereiten, und euch Alle reichlich zu unterstützen. Nun will ich gerne sterben, da Derjenige, der für die Vögel sorgt, durch ein Rothkehlchen so liebreich für uns Alle gesorgt hat.«

Kupfermünzen

und

Goldstücke.

Eine Erzählung in Briefen.

Erster Brief.

Margaretha, ein armes Landmädchen, schreibt an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Ich bin recht glücklich dahier in der Stadt angekommen. Die Frau, bei der ich jetzt diene, war recht erfreut, daß ich so richtig auf den Tag eintraf, und grüßte mich auf das freundlichste.

Sie erzählte mir, was sie auf den Gedanken gebracht habe, mich in den Dienst zu nehmen. Da Ihr dieses nicht wißt, wie ich es bisher nicht gewußt habe, so muß ich es Euch doch auch erzählen.

Als die Frau im letzten Frühlinge mit ihren zwei Kindern unsern Herrn Pfarrer, ihren Bruder, besuchte, hatte sie gar Vieles mit ihm zu reden, und einige Schriften mit ihm zu durchgehen. Die Kinder, die das erste Mal auf dem Lande waren, wollten lieber ein wenig im Freien herumspringen,

als zu Hause sitzen. Da ließ der Herr Pfarrer mich rufen, um die Kinder in den Garten, in das nahe Wäldchen und weiter hin auf die Wiese zu führen, und wohl auf sie Acht zu haben. Ueber eine Weile kamen aber doch die Frau und der Herr Pfarrer nach. Sie gingen in das Wäldchen, und sahen uns auf der Wiese; wir aber konnten sie nicht sehen. Der Knabe bemerkte in dem klaren Bache einige Fischlein, und wollte mit Gewalt in das Wasser waten, um sie zu fangen. Um ihn abzuhalten, sagte ich: „Kinder, kommt hieher, ich will euch noch etwas Schöneres zeigen.“ Ich führte sie an ein Plätzchen, wo Alles voll Blumen stand. Die Kinder hatten große Freude daran. „Nicht wahr,“ sagte ich, „der liebe Gott kann doch recht schöne Blumen machen!“ Die Kinder gaben mir Recht. „Nun,“ sagte ich, „so habt den lieben Gott, der uns so schöne Sachen schenkt, auch recht lieb.“ Dieses Gespräch gefiel der Frau ungemein wohl. Der Herr Pfarrer lobte nun Euch, liebste Mutter, gar sehr, und sagte, daß Ihr Eure Kinder recht gut erzogen, und daß wir Kinder, der Bruder und ich, in der Schule immer unter seine besten Schüler und Schülerinnen gehörten. Als nun im Herbste darauf das Kindermädchen, das vor mir im Dienste der Frau gewesen, nach Hause mußte, weil seine Eltern es nunmehr selbst nöthig hatten, so schrieb die Frau an ihren Bruder, un=

sern Herrn Pfarrer, ob ich wohl nicht Lust hätte, zu ihr in den Dienst zu treten. Der Herr Pfarrer schrieb, wie Ihr wißt, sogleich zurück, daß wir Beide es als ein großes Glück ansehen, und daß ich mit dem nächsten fahrenden Boten eintreffen werde. So erzählte die Frau. „Und so,“ sagte sie dann zu mir, und nahm mich freundlich bei der Hand, „hat uns wie ich denke, der liebe Gott zusammengeführt.“

Sie ging hierauf mit mir in die Kinderstube, die aber ein sehr schönes, helles Zimmer mit grünbemalten Wänden ist. Die Kinder kannten mich noch, und sprangen sogleich auf mich zu. Der kleine Fritz fragte: „Was macht des Onkels Pudel, der mit uns auf die Wiese lief, und so schöne Künste kann, und die Steine, die man in den Bach wirft, aus dem Wasser heraus holt?“ Das kleine Thereschen fragte, wiewohl es bereits spät im Herbste ist: „Hast du mir von den schönen Blumen, die auf deiner Wiese wachsen, keine mitgebracht?“ Ich beantwortete die Fragen der Kinder und sagte: „Anstatt der Blumen habe ich von den Bäumen, die damals so schön geblüht haben, euch Aepfel mitgebracht.“ Ich theilte sie ihnen aus, und die Kinder hatten daran große Freude, und jedes behauptete, seine Aepfel hätten die schönsten rothen Backen.

Die Mutter lächelte, und sagte zu mir: „Sey

gegen die zwei Kinder immer so liebreich und freundlich, und habe immer wohl auf sie Acht.“ „Das werde ich mit Freuden thun,“ sagte ich; „es sind ja gar liebe, artige Kinder!“ „Nun wohl, thu' es,“ sagte die Frau, „und ich werde dann auch dir eine liebreiche, freundliche Mutter seyn.“

Diese Worte der Frau waren mir sehr tröstlich und erfreulich. Allein so liebreich und freundlich, wie Ihr, liebste Mutter, kann doch kein Mensch in der Welt gegen mich seyn. Ach, wenn ich Eurer Mutterzähren und Eurer mütterlichen Ermahnungen beim Abschiede gedenke, so kommen mir jetzt noch die Zähren in die Augen. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie Ihr mich hinaus begleitet habt an die Landstraße, wo der Botenwagen vorbei kommt; wie Ihr eines meiner zwei Päcklein getragen; wie Ihr, wiewohl ich es nicht zugeben wollte, im Regen stehen bliebt, um zu warten, bis der Wagen komme; wie Ihr einen kleinen Kuchen, den Ihr eigens für mich gebacken, nebst einigen Aepfeln in ein Taschentuch gebunden, und mir mit auf den Weg gegeben; wie Ihr mich dem alten, ehrlichen Boten anempfohlen, und mir Eure Ermahnungen noch einmal kurz wiederholt habt. Ja, liebste Mutter, ich werde Eure Worte nie vergessen; sie sind in mein Herz geschrieben. Ich werde immer Gott lieben, gern beten, jede Sünde scheuen, böse Menschen fliehen,

meiner Frau treu und redlich dienen, und die mir anvertrauten Kinder wohl verpflegen. Das verspreche ich Euch und dem lieben Gott. Betet doch recht für mich, daß Gott mir seine allmächtige Gnade verleihe, mein Versprechen zu halten. Ich bete auch stets für Euch, und werde immer seyn

Eure

liebende gehorsame Tochter
Margaretha Ost.

Zweiter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Da schreib' ich Euch schon wieder, obwohl ich erst vor acht Tagen dem zurückkehrenden Boten einen Brief mitgegeben habe. Es ist mir gar so erfreulich und tröstlich an Euch zu schreiben. Denn es ist mir da, als sitze ich bei Euch in unserm traulichen Stübchen und plaudere mit Euch. Die beiden Kinder, über die ich die Aufsicht habe, schlafen bereits sanft und süß. Da habe ich schon noch Zeit zu einigen Zeilen an Euch.

Meine Frau, die man dahier Madam Maier nennt, ist wirklich eine recht verständige, christliche Frau. Alles, was sie mir zu befehlen hat, sagt

sie mit Freundlichkeit, und belehrt mich liebreich über Alles, was ich noch nicht weiß. Ich könnte mir keine bessere Frau wünschen. Auch die zwei lieblichen Kinder haben mich sehr lieb gewonnen, und sind so gern bei mir, als bei ihrer Mutter. Das freut mich von Herzen, und ist auch ihr sehr lieb. Denn die Frau muß, weil der Herr in seinen Geschäften viele Reisen zu machen hat, die meisten Stunden des Tages in ihrem Kaufladen zubringen.

Diesen Laden, liebe Mutter, solltet Ihr einmal sehen! Die Frau handelt mit Musselin, und Ihr könnet gar nicht glauben, wie alle diese Waaren so blendend weiß, und alle Fädelein so fein und gleich sind. In meinem Leben habe ich nichts so Schönes gesehen; ich konnte mich nicht genug wundern, daß man etwas so Schönes machen kann. Meine Frau sagte: „Alle diese Fäden wurden von Maschinen gesponnen.“ Ich sagte in meiner Einfalt: „Von diesen Leuten habe ich zwar noch nie gehört; sie müssen aber sehr geschickt seyn.“ Meine Frau lachte von Herzen, und erklärte mir die Sache. Sie zeigte mir hierauf gestickte Halstücher und ganze Kleider. Die weißen Blumen und Verzierungen darauf sind wunderschön. „Diese“ sagte meine Frau, „kann man nicht durch Maschinen zu Stande bringen; sie sind von Menschenhänden gestickt. Viele tausend Menschen — Gott sey Dank! — verdienen mit dieser Arbeit ihr Brod.“

Das Haus, das meiner Frau gehört, ist sehr groß und schön. In dem obersten Stocke wohnt eine adelige Dame zur Miethe. Sogleich am ersten Morgen, nachdem ich Abends zuvor angelangt war, kam die Kammerjungfer herab, und hielt einen weißen, steinernen Krug in der Hand, der mit blauen Blumen bemahlt und mit einem glänzenden, zinnernen Deckel versehen ist. „Du!“ sagte sie zu mir, „das vorige Kindermädchen hat meiner gnädigen Frau immer draußen vor dem Stadtthore an dem Gesundbrünnlein das Trinkwasser geholt. Willst du es nicht auch thun? Denn unsre Köchin und die Magd haben nicht wohl Zeit dazu, und für mich schickt es sich nicht, mich mit dem Kruge zu schleppen. Du aber findest Abends, wenn deine Frau ihren Kaufladen geschlossen hat, und auf die Kinder dann selbst Acht geben kann, leicht ein Viertelstündchen, zum Brunnen zu gehen. Du darfst es auch nicht umsonst thun. Meine gnädige Frau gibt dir für jeden Krug Wasser einen Kreuzer, und wird dich am Ende der Woche immer richtig bezahlen. Nun, willst du?«

„Wenn es meine Frau erlaubt,“ sagte ich, „recht gern. Allein wer wird sich denn für einen Trunk kalten Wassers bezahlen lassen? Ich will das Wasser mit Freuden umsonst holen.“ Meine Frau, die dabei stand, sagte: „Nimm du diese Belohnung

immerhin an. Die gnädige Frau kann sie leicht geben, und dir werden sechs Gulden des Jahres sehr wohl kommen.“

Ich nahm den Krug, und trat mein neues Amt als Wasserträgerin sogleich an. Heute Abends hatte ich eben das Licht angezündet, meine Frau strickte, und die beiden Kinder spielten; da trat die Jungfer herein, und brachte mir sechs rothe Kreuzer. „Sie kommen eben aus der Münze,“ sagte sie, „und funkeln, obwohl sie nur von Kupfer sind, wie Gold.“

Ich hatte an dem schönen, glänzenden Gelde große Freude, und dünkte mich so reich, als ich selten war. Diese sechs Kreuzer schicke ich nun Euch, liebe Mutter. Ihr könnet nun Abends zu Eurem Stücke trockenen Brodes doch auch einen Schoppen Bier trinken. Ich werde Euch jeden Kreuzer, den ich bekomme, immer am Ende des Monats schicken. Der Bote hat ja versprochen, alle Briefe umsonst mitzunehmen.

Ihr werdet über mein armseliges Geschenk lächeln. Ich weiß aber doch, daß Ihr es so gut aufnehmen werdet, als es gemeint ist.

So, nun gute Nacht! Es ist schon spät, und Ihr schlaft wohl schon so sanft, wie die zwei Kinder hier neben mir in ihren kleinen Bettchen. Ich will mich nun auch zur Ruhe begeben, damit ich morgen wieder zur Arbeit aufstehen kann. Denn

bevor Morgens die Kinder erwachen, habe ich immer allerlei Hausgeschäfte zu verrichten. Gott sey mit Euch und Eurer

Euch

herzlich liebenden Tochter
Margaretha Ost.

Dritter Brief.

Die Mutter an ihre Tochter.

Liebste Tochter!

Um des Himmels willen, was hast du getrieben! Als ich deinen Brief aufmachte, fielen sogleich sechs neue, blanke Goldstücke heraus. Ich erschrak und zitterte an allen Gliedern! O du lieber Gott, rief ich, das Kind wird das Geld doch nicht gestohlen haben! Mein Gott, wenn meine Margaretha sich von dem Glanze des Goldes hätte blenden und zu einer solchen Uebelthat verführen lassen, so wäre ich die unglücklichste Mutter!

Ich las nun deinen Brief. Du schreibst da von rothen Kreuzern, und nennst sie ein armseliges Geschenk. Das verwirrte mich. Das Kupfer kann sich ja doch nicht in Gold verwandelt haben, dachte ich. Ich sann lange nach. Endlich fiel mir ein, ein Bedienter der gnädigen Frau könnte sich viel=

leicht den Spaß gemacht haben, anstatt der rothen Kupferkreuzer messingene Rechenpfennige in den Brief zu stecken, um mir Anfangs eine eitle Freude und am Ende einen rechten Verdruß zu machen.

Ich lief zu dem Herrn Verwalter, der das Geld sehr gut kennt. Ich sagte, daß ich die Sache für einen muthwilligen Scherz ansehe; jedoch wolle ich ihm die gelben, glänzenden Geldstücke zeigen.

„Ja, ja," sagte er, „das mag wohl so ein Streich eines muthwilligen Burschen seyn." Er setzte seine Brille auf, und sprach: „Laßt die feine Münze einmal sehen."

Ich gab sie ihm. „Alle Welt," rief er, „das ist wahrhaftig ächtes Gold; jedes Stück ist 11 fl. 30 kr. werth. Nein, das ist kein Spaß. Ich wenigstens möchte Niemanden einen solchen Spaß machen, und ich denke, kein Mensch in der Welt könnte dazu Lust haben."

Ich ließ ihn nun deinen Brief lesen. „Da muß ein Irrthum vorgegangen seyn," sagte er. „Die gnädige Frau muß sich, zumal es bereits Nacht war, vergriffen haben; anstatt der Kupferkreuzer erwischte sie Goldstücke."

„Es kann wohl nicht anders seyn," sagte ich; „am nächsten Botentage will ich das Geld meiner Tochter wieder zurück schicken."

„Thut das," sprach er, „es könnte sonst einen schlimmen Handel absetzen."

Ich nahm das Geld wieder mit nach Hause. Ich konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich fürchtete immer, es möchten Diebe kommen, und das Geld stehlen, und mich wohl gar noch obendrein erdrosseln. Mit dem Golde kam nichts als Schrecken, Angst und Sorge unter mein Dach. Ich bin recht froh, daß ich des Unglücksgeldes heute los werde. Geh' doch augenblicklich zur gnädigen Frau, und gib ihr die Goldstücke wieder zurück. Ich kann meinen Kopf nicht ruhig niederlegen, bis ich weiß, das Geld sey wieder in der Hand, der es gehört. Schreib mir doch sogleich, ob du es an den rechten Mann oder vielmehr an die rechte Frau gebracht hast.

Georg, dein Bruder, hat geschrieben. Er befindet sich wohl, und es geht ihm gut. Ach du mein Gott! als ihn das Loos getroffen hatte, Soldat zu werden, und er mit den andern Rekruten fort mußte, war ich wohl recht tief betrübt, und weinte mir die Augen wund. Allein der liebe Gott macht doch Alles recht. Da Georg so vergnügt und zufrieden in seinem Stande ist, so bin ich auch ruhiger. Indeß hat er doch allerlei Kleinigkeiten nothwendig, und möchte auch zu Zeiten mit seinen Kameraden ein Glas Bier trinken. Alle erhalten Unterstützung von Hause; ich aber kann ihm zur Zeit keinen Kreuzer schicken. Das thut mir recht leid. Ja, wenn die Goldstücke mein ge-

hörten, da könnte ich ihm wohl helfen! Aber nichts da! Ich denke, wir alle Drei wollten lieber verhungern und verdursten, als nur einen Heller von fremdem Eigenthum entwenden.

Gott sey mit dir, liebe Tochter, und mit uns Allen, und bewahre uns vor allem Unrecht! Lebe wohl — und noch einmal, schreib' doch sogleich mit dem zurückkehrenden Boten

deiner

bekümmerten Mutter.

Vierter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Der Anfang Eures Briefes hat mich recht erschreckt und betrübt! Ich mußte weinen, daß es Euch nur einen Augenblick einfallen konnte, es sey möglich, daß ich das Geld entwendet habe. Nein, lieber wollte ich mir die Hand abhauen lassen, als stehlen, oder sonst etwas Unrechtes thun!

Ich lief, so schnell ich konnte, die Stiege hinauf zur Frau von Holm, legte ihr die sechs Goldstücke auf den Tisch und sagte: „Sie müssen mir aus Versehen anstatt der rothen Kreuzer lauter Gold gegeben haben.“ Die gnädige Frau schüttelte den

Kopf, und betrachtete die Goldstücke, eines nach dem andern. Sie schien darüber fast so erstaunt, als Ihr.

Ich gab ihr nun Euren Brief zu lesen. Sie las ihn, und sagte: „Das ist seltsam! Von mir aus ist aber keine Irrung vorgegangen. Für einen bloßen Spaß kann ich die Sache auch nicht ansehen. Ich denke, irgend eine unbekannte wohlthätige Hand hat das Gold in den Brief gethan, um deine arme Mutter zu unterstützen. Diese Art zu geben ist freilich etwas sonderbar, aber doch gewiß wohl gemeint.“

Ich sagte mit Thränen in den Augen: „Liebste gnädige Frau! Diese unbekannte wohlthätige Hand ist gewiß die Ihrige. Welche könnte es sonst seyn? Sie waren so großmüthig, mit diesem reichen Geschenke eine bedrängte Wittwe und ihre Kinder zu erfreuen.“

„O nein,“ sagte die Frau, „wirklich habe ich, außer einigen goldenen Schaumünzen, wenig Gold in meiner Kasse, und von so schönen, neuen Goldstücken auch nicht ein einziges. Da, nimm dein Gold wieder, mein liebes Kind!“

„Aber,“ sagte ich, „was soll ich denn damit anfangen? Es gehört nun einmal nicht mein. Wem soll ich es geben? Ich kann mir gar nicht einbilden, wer anstatt des Kupfers Gold in den Brief sollte gelegt haben. Rathen Sie mir doch, was ich thun soll!“

„Schicke das Gold wieder deiner Mutter, der du die rothen Kreuzer zugedacht hattest,“ sagte die Frau. „Sie kann es mit gutem Gewissen zu ihrem Nutzen verwenden.“

Ich blieb stehen, und brachte noch viele Bedenklichkeiten vor. „Ach, gnädige Frau,“ sagte ich am Ende, „nehmen Sie das Geld in Verwahrung, bis man weiß, wem es gehört!“

Sie aber sprach: „Auf mein Wort, behalte das Gold. Sollte Jemand darauf Ansprüche machen, und deine Mutter es bereits ausgegeben haben, so will ich es vergüten.“

Da traten zwei adelige Fräulein herein, der Frau einen Besuch zu machen. Meine Tracht war ihnen etwas Neues, da die Landleute, die aus der benachbarten Gegend in die Stadt kommen, anders gekleidet sind. Ich mußte mich um und um drehen, damit sie mich recht betrachten konnten. Das kleine blaue Häubchen mit schwarzen Bändern, das rothe Mieder, der grüne Rock, die weißen Aermel und weiße Schürze wurden gemustert. „Du bist in der That ein hübsches Kind!“ sagten sie. Das verdroß mich. „Ich bin kein Kind mehr!“ sagte ich. Da lachten sie und wollten mir weiß machen, in der Stadt nenne man auch erwachsene Fräulein, ja mancher Herr seine Frau Gemahlin: „Mein Kind.“ Ich glaubte es ihnen aber nicht. Hierauf fragten sie mich, wie ich heiße. „Gretel,“ antwortete

ich. „Das ist ein garstiger Namen," riefen sie; du mußt dich Margot nennen." „Pfui," sagte ich; „der Namen, den Sie da nannten, kommt mir närrisch vor. Ich habe ihn gar noch nie gehört. Kein Mädchen in meinem Dorfe heißt so, und ich glaube auch keines in der Welt." Da lachten und kicherten sie noch mehr.

Die gnädige Frau aber sagte: „Gretel, Gretchen oder das französische Wort Margot ist im Grunde einerlei Namen, und es liegt nichts daran, wie man ihn ausspreche; allein daran ist Alles gelegen, daß die Menschen, in einem anderen Sinne, auf ihren guten Namen halten und gute Menschen seyen."

Ich gab ihr Recht, nahm die Goldstücke, die noch auf dem Tische lagen, und wollte gehen. Da machten beide Fräulein große Augen, und fragten mich: „Gehört das Gold dir?" Die Frau erzählte, wie ich dazu gekommen. „Das ist wunderbar," sagten die Fräulein; „aber ein großes Glück für dich. Nun mußt du dir sogleich, anstatt deiner bäuerischen Kleidung, so schöne Kleider, wie die Stadtmädchen anschaffen." Ich sagte: „Das ist kein guter Rath. Die Spinnenwebe-Kleidung der Stadtmädchen ist nicht für Landmädchen." Die Frau sprach: „Du hast Recht, liebes Gretchen! Bleibe du bei deiner hübschen ländlichen Tracht, die mir sehr wohl gefällt. Manche Landmädchen

haben mit der einfachen ländlichen Kleidung auch die ehrbaren ländlichen Sitten abgelegt, und sind eitel und frech geworden. Wende du dein Geld besser an.“

Liebste Mutter! ich weiß die Goldstücke nicht besser anzuwenden, als daß ich sie Euch schicke. Schickt davon auch dem lieben Georg. Ihr Beide habt das Geld nöthiger, als ich.

Noch habe ich eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Meine Frau, die Madam Maier, freute sich, daß ich gut spinnen kann, und das Fädelein so rein und fest ist. „Diesen Winter mußt du mir ein Stückchen Tuch spinnen,“ sagte sie. — Schickt mir, liebe Mutter, daher mein nettes, zierliches Spinnrädchen, das der selige Vater noch kurz vor seinem Tode besonders für mich gemacht hat. Denn ich kann an keinem andern so gut spinnen. Der Vater war doch der beste Dreher in unserer ganzen Gegend! Und Ihr, liebe Mutter, seyd die beste Spinnerin. Ach, wenn wir Zwei so Abends beisammen saßen, und die Rädlein schnurrten, so waren wir doch recht vergnügt. Ich werde den Winter hindurch an meinem Spinnrädchen recht oft an Euch denken.

Lebt wohl, und macht Euch wegen der Goldstücke keine Sorge mehr, sondern schafft Euch dafür an, was Ihr den Winter hindurch braucht. Es wird bereits kalt. Kleidet Euch wärmer, und heizt

bei diesem rauhen, unfreundlichen Herbstwetter doch auch ein. Erfriert nicht mehr so, um Holz zu sparen. Ich bin recht froh, daß ich denken kann, wenn ich so in dem warmen Zimmer sitze, Ihr habt nun auch ein warmes Stübchen.

Ich bleibe ewig

Eure gehorsame Tochter
Margaretha.

Fünfter Brief.

Georg an seine Schwester Margaretha.

Liebste Schwester!

Gott grüße dich, du liebe Schwester, und Ihm sey Lob und Dank, daß Er durch dich sowohl der Mutter als mir eine so große Wohlthat erwiesen hat.

Die liebe Mutter hat mir die drei Briefe, die du ihr geschrieben, und zwei von den Goldstücken, die du ihr geschenkt hast, durch die Post überschickt. Du kannst denken, wie ich mich darüber freute!

Eure Ehrlichkeit aber freute mich noch mehr, als das Gold; wiewohl ich das Gold auch sehr gut brauchen kann. Es kam eben zu rechter Zeit. Denn ich habe allerlei kleinere Kleidungsstücke nothwendig, die wir Soldaten uns selbst anschaffen

müssen, wozu aber mein Sold nicht hinreichen will. Jetzt ist mir auf lange Zeit geholfen.

Die Sache machte indeß bei dem ganzen Regimente großes Aufsehen. Meine Kameraden wissen alle, daß unsere liebe Mutter sehr arm ist, und nur kümmerlich zu leben hat. Sie wunderten sich daher, woher die Mutter auf einmal so viel Geld nehme. Einer hatte nemlich den Brief an mich gesehen, und auf der Addresse die Worte gelesen: Mit 23 fl. in Gold.

Ich erzählte ihnen, wie wir zu dem Gelde gekommen, und las ihnen den Brief der Mutter, und auch deine drei Briefe, die sie mir mit dem Gelde geschickt hat. Allein Einige aus ihnen sagten: „Geh', geh', das sind Schwänke. Kein Mensch ist so närrisch, daß er so heimlicher und verstohlener Weise für seine blanken Goldstücke rothe Kreuzer eintauschen möchte. Die Goldstücke sind gestohlen.“

Die Sache kam vor meinen Herrn Hauptmann, der zwar noch ein junger Offizier, aber von vieler Einsicht und großer Tapferkeit ist. Er ließ mich rufen.

„Nun, Ost,“ sagte er, „wie ich höre, ist Er ja auf einmal reich geworden. Die Geschichte kommt mir aber doch etwas sonderbar vor. Hat Er die Briefe seiner Mutter und Schwester mitgebracht?“ „O ja wohl!“ sagte ich, überreichte ihm alle vier Briefe, und legte die zwei Goldstücke, die ich noch nicht hatte wechseln lassen, auf den Tisch.

Er las die Briefe aufmerksam und mit sichtbarem Wohlgefallen. „Nun wohl, mein lieber Ost,“ sagte er, nachdem er die Briefe alle durchgelesen hatte; „seine Mutter ist eine grundehrliche Frau, und hat auch ihre Kinder, wie ich sehe, zu ehrlichen Leuten erzogen. Seine Schwester ist ein sehr rechtschaffenes Mädchen, und auch Er hat sich immer als ein recht braver, ehrlicher Bursch' betragen. Habet Beide Eure Mutter immer so lieb, befolgt ihre guten Lehren ferner, und es wird Euch wohl gehen.“

„Noch besonders,“ sagte der Herr Hauptmann, „gefällt mir an seiner Schwester, daß sie gegen die alte, kränkliche Frau von Holm sich so gefällig und dienstfertig bezeigte, und ihr das Trinkwasser täglich von der gesunden Quelle außer der Stadt unentgeltlich holen wollte. Ich kenne diese Frau sehr gut. Sie ist meine Tante, und — nicht nur nach meiner Meinung, die parteiisch seyn könnte, sondern auch nach dem Urtheile Aller, die sie näher kennen — wirklich eine ganz vortreffliche Frau.“

„Sollte wohl,“ sagte ich, „diese edle Frau sich das Vergnügen gemacht haben, durch Verwechslung der rothen Kreuzer mit Goldstücken, armen Leuten aus der Noth zu helfen!“

„O nein,“ sprach der Herr Hauptmann. „An gutem Willen fehlt es ihr zwar nicht; allein sie

ist nicht so reich, daß sie eine kleine Gefälligkeit so überreichlich belohnen, und einen Krug Wasser mit einem Goldstücke bezahlen könnte. Was mit dem Kupfergelde und den Goldstücken vorgegangen, ist zur Zeit noch ein Geheimniß. Ich weiß es nicht; das weiß ich aber ganz gewiß, wenn Ihr zwei Geschwister immer so gut bleibt, und Eure Mutter so ehrt und liebt, wie bisher, so wird Gottes Segen auf Euch ruhen, und Ihr werdet unter den Menschen immer Wohlthäter und gute Freunde finden.«

Nach einigen Tagen kam ein Kamerad, der den Herrn Hauptmann bisher bediente, nunmehr aber als Grenadier zu einer andern Compagnie versetzt wird, und sagte zu mir, der Herr Hauptmann lasse mich rufen, und werde mich, wie es scheine, zu seinem Bedienten nehmen. Denn du mußt wissen, daß mehrere Herren Offiziere sich von Soldaten bedienen lassen.

Ich ging auf der Stelle zu ihm. „Nun, Ost,« sagte er, „will Er mein Bedienter werden? Da seine Schwester so treu und redlich, und gegen meine Tante so dienstfertig und gefällig ist; so denke ich, Er werde es auch gegen mich seyn.«

Du kannst denken, liebe Schwester, daß ich diesen Antrag mit Freuden annahm, und daß ich versprach, ihm ein treuer, guter Diener zu seyn. Es ist ihm auch gut dienen; er ist gar ein lieber,

freundlicher Herr. Auch kann ich die Dienste, die ich ihm zu leisten habe, neben dem Dienste des Königs leicht versehen. Ich habe ihm bloß täglich sein Mittagessen auf sein Zimmer zu bringen, seine Kleider reinlich zu erhalten, und was er sonst noch nöthig hat, zu holen oder zu bestellen. Auch muß ich sein Pferd besorgen. Dafür belohnt er mich sehr gut, und läßt von seinem Essen immer etwas für mich übrig.

Neulich, da er sehr viel zu schreiben hatte, sagte er zu mir: „Höre Er einmal Ost! Da seine Schwester so gut schreibt, so wird Er wenigstens nicht schlecht schreiben. Ihr Beide seyd ja in eine Schule gegangen, und Beide gleich fleißig gewesen. Will Er mir nicht die zwei Bogen da abschreiben?“

„O recht gern,“ sagte ich, „so gut ich es nemlich kann.“ Ich brachte sie ihm am andern Morgen. Er war damit sehr zufrieden, und sagte lächelnd und im Scherze: „Vortrefflich, Herr Sekretär!“ Nun gibt er mir immer abzuschreiben, und belohnt mich dafür besonders. Ich stehe nun so gut, als mancher reiche Bauernsohn, der zu seinem Solde noch eine große Zulage von Hause erhält.

Sieh, liebe Schwester, so haben deine Briefe und deine Kreuzer mir ein großes Glück beschert. Wir wollen Gott dafür danken, daß Er Alles so gut fügte, und wollen ferner auf Ihn vertrauen.

Nun geht es bald wieder in's Feld. Bete, daß

Gott mich und meinen lieben Herrn Hauptmann unter feindlichen Kugeln und Schwertern bewahre. Sey aber, weil ich mich so vielen Gefahren aussetzen muß, nicht traurig und kleinmüthig. Gott gibt mir einen fröhlichen Muth, für mein Vaterland zu streiten. Auch der Muth unsers Herrn Hauptmanns belebt den meinigen. Er sagt öfter: „Es ist süß und rühmlich für das Vaterland zu sterben.“ Er hat Recht, ja ich glaube, es ist auch wahrhaft christlich, für sein Volk Blut und Leben darzugeben. Sollte ich dich und die liebe Mutter in dieser Welt nicht mehr sehen, so sage ich Euch hiemit Lebewohl. Ach, es wäre mir freilich recht leid, wenn ich das viele Gute, das die Mutter uns gethan hat, ihr nicht mehr vergelten könnte. Auch Das betrübt mich, daß ich mich dann deiner, liebe Schwester, nicht mit Rath und That werde annehmen können! Allein der gütige Gott wird, wenn Er mich zu sich ruft, für Euch Beide sorgen — und in dem Himmel sehen wir uns ja Alle wieder!

Gott sey mit dir, liebste Schwester, und mit

deinem treuen Bruder
Georg Ost.

Sechster Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß es Friede ist! Ihr wißt zwar dieß schon längst. Man hat ja dem lieben Gott in allen Kirchen dafür gedankt! Aber wir finden täglich neue Ursachen, Gott zu danken.

Viele Beurlaubte sind schon zurückgekommen. In vielen Häusern ist Freude; in manchem Hause aber auch Trauer über die Gebliebenen, die nie mehr zurückkehren, und es werden viele schmerzliche Thränen vergossen.

Aber ich, liebe Mutter, mußte gestern Freudenthränen vergießen. Denn, denkt nur, gestern kam Georg ganz unerwartet hieher. Ich kann es Euch gar nicht sagen, was für eine Freude ich hatte. Anfangs erschrak ich zwar nicht wenig, als ein großer, ansehnlicher Soldat mit einem Schnurrbart und einem fürchterlichen Säbel an der Seite, in die Stube trat, und auf mich zueilte. Ich schrie vor Schrecken laut auf. Er aber lachte und sagte: „Kennst du mich denn nicht mehr, liebe Schwester?“ Da sah ich erst, daß es Georg sey, und war vor Freude fast außer mir. Das Herz klopfte mir nun vor Freude fast noch mehr, als zuerst vor Schrecken.

Georg erkundigte sich nun vor Allem recht angelegentlich nach Euch. Er läßt Euch tausendmal grüßen, und Euch sagen, daß er, so bald möglich, selbst kommen und Euch besuchen werde.

Meine Frau ließ eine Flasche Wein, Brod und drei Gläser bringen, und sagte zu mir: „Die Ankunft deines Bruders muß gefeiert werden, und wir müssen auf seine Gesundheit trinken.“

Er setzte sich nun zu mir und meiner Frau an den Tisch, und erzählte, wie es im Kriege ihm ergangen sey. Die merkwürdigste Begebenheit für uns, liebe Mutter, ist, daß er seinen vortrefflichen Herrn Hauptmann, aus der Hand der Feinde und vom Tode errettet hat. Der gute Herr war verwundet und sein Pferd erschossen worden. Er war auf ein Knie gesunken. Ein feindlicher Husar hatte schon den Säbel geschwungen, ihm den Kopf zu spalten. Georg kam eben noch im rechten Augenblicke, hielt den Hieb auf, und schlug sich mit dem ergrimmten Husaren tüchtig herum. Mehrere feindliche Soldaten kamen herbei; aber auch Georgs Kameraden eilten auf seinen Ruf: „Rettet unsern Hauptmann!“ ihm zu Hülfe. Die Feinde wurden in die Flucht gejagt. Georg verband seinen Herrn, bis man den Feldscheer rufen konnte, brachte ihn mit Hülfe seiner Kameraden in eine Bauernhütte, und verpflegte ihn auf das sorgfältigste. Der Herr wurde wieder hergestellt; die Wunde ist

ganz geheilt, und bringt ihm keinen weitern Nachtheil. Sie ist aber für ihn, sagte Georg, noch ein schöneres Ehrenzeichen, als das Ordenszeichen, das seine Brust ziert.

Der Herr Hauptmann, der bei der Frau von Holm, seiner Tante, hier im Hause ist, sagte zu Georg: „Ich muß deine gute Schwester doch auch kennen lernen. Rufe sie!“ Als ich hereintrat, sagte er: „Es freut mich, die Schwester des Mannes kennen zu lernen, der mir das Leben gerettet hat. Ich werde mich gegen ihn gewiß dankbar beweisen, und auch dir und deiner Mutter so viel Gutes thun, als ich kann. Schreib' Das deiner Mutter, und grüße sie mir recht herzlich. Eine Mutter, die so gute Kinder erzogen hat, kann man nicht genug ehren.“

Heute früh reiste der Herr Hauptmann wieder ab, denn er eilt sehr, seinen Vater und seine Mutter, die Beide noch am Leben sind, je eher je lieber, wieder zu sehen. Georg begleitete ihn, und gab mir noch beim Abschiede viele tausend Grüße an Euch auf.

Die Frau von Holm, die immer recht gnädig gegen mich war, ist jetzt noch viel freundlicher. Sie trat heute, als sie aus der Kirche kam, in unsere Stube, und sagte zu mir: „Ich habe eben Gott gedankt, daß Er mich meinen Karl wieder sehen ließ. Ich mußte weinen vor Freuden, als

Karl mir erzählte, aus welcher großen Gefahr dein Bruder ihn errettet hat.“ „Sieh,“ sagte sie, „wie viel Gutes die rothen Kreuzer gestiftet haben. Hättest du diese Kreuzer aus kindlicher Liebe nicht sogleich deiner Mutter geschickt, so wäre dein Bruder nicht Karls Bedienter geworden, und Karl wäre vielleicht nicht mehr am Leben. Gott hat auf dieses dein kindliches Geschenk einen großen Segen gelegt.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte die Kammerjungfer, die ihre Frau begleitete; „aber ich möchte doch nur wissen, wie die rothen Kreuzer aus dem Briefe herausgekommen, und wie die Goldstücke dafür hineingekommen sind!“

Frau von Holm sagte: „Das möchte ich auch gerne wissen; allein nicht aus bloßer Neugierde, sondern um dem unbekannten Wohlthäter, der das Gold in den Brief that, zu danken. Wir wollen indeß Gott danken, der durch Menschen den Menschen Gutes erweiset! Gott wolle die edle Seele, die nur Er kennt, und durch die Er uns so großes Heil wiederfahren ließ, reichlich dafür segnen.“

Um Das, liebste Mutter, wollen wir den lieben Gott täglich bitten. Ich werde aber Gott doch auch bitten, Er wolle es an den Tag kommen lassen, wer uns für die Kupfermünzen Goldstücke gegeben, und uns so viele Freude gemacht hat. Ihr habt die sechs Goldstücke recht gut vertheilt, indem

Ihr zwei für Euch verwendet, zwei dem Bruder, geschickt, und zwei für mich aufbewahrt habt. Ihr wünschet gewiß auch, so wie ich und der Bruder, die milde Hand zu küssen, durch die Gott uns so viel Gutes gethan hat.

Lebt indeß wohl! Ich verbleibe mit einem Herzen voll der kindlichsten Liebe

Eure

gehorsame Tochter

Margaretha.

Siebenter Brief.

Georg an seine Mutter.

Liebste Mutter!

Es ist mir sehr leid, daß mein herzlicher Wunsch, Euch wieder zu sehen, bisher noch nicht erfüllt worden. Ich konnte meinen lieben Herrn Hauptmann, der an mich so gewöhnt ist, und so großes Vertrauen in mich setzt, doch unmöglich allein reisen lassen! Ich hoffe aber nun recht bald zu Euch zu kommen, um dann auf immer bei Euch zu bleiben.

Wirklich habe ich Euch recht viel Angenehmes zu schreiben. Denkt nur, es ist jetzt aufgekommen, wer anstatt der Kupferkreuzer die Goldstücke in den Brief der Schwester gethan hat.

Gestern kamen wir, mein Herr und ich, wieder hieher zu der Frau von Holm. Wir vernahmen sogleich, daß der Herr Oberst unsers Regimentes sich hier bei einem seiner Verwandten befinde. Mein Herr eilte sogleich zu ihm. Der Herr Oberst machte ihm einen Gegenbesuch, und wollte auch die Frau von Holm kennen lernen. Die Frau lud ihn zum Essen ein. Er speiste da mit noch einigen Gästen. Ich mußte bei Tische aufwarten.

Die gnädige Frau erzählte während der Mahlzeit die Begebenheit mit den rothen Kreuzern. Alle fragten begierig, ob das Geheimniß, wer das Gold in den Brief gethan habe, noch nicht entdeckt sey.

Der Oberst, der gar ein heiterer, freundlicher Herr und auch sehr reich ist, lächelte und sagte: „Da kann ich dienen. Weil ich sehe, daß Ihnen so viel daran liegt, so muß ich schon mit der Sprache heraus.“

„Während des Krieges,“ so erzählte er, „waren wir auf alle Briefe sehr aufmerksam. Wir wußten, daß sich Spione in unserm Lande befanden, und dem Feinde von Allem, was ihm nützlich und uns nachtheilig seyn könnte, Nachricht gaben. Da wurde mir nun ein Packet Briefe gebracht, die theils an die Post, theils an Boten abgegeben worden. Ein Brief darunter hatte die Aufschrift: „An meine liebe Mutter, verwittibte Drechslermeisterin, mit 6 Kreuzern beschwert.“ Dies kam

mir etwas seltsam vor. Was soll das seyn? dachte ich. Das Porto kostet ja mehr, als sechs Kreuzer. Ich schöpfte Verdacht. Die Spionen suchen oft ihre Nachrichten unter einfältigen Addressen weiter zu fördern, und an ganz gemeine Leute zu addressiren, auf die man den wenigsten Verdacht haben könnte. Ich öffnete den Brief. Je, dachte ich, den seligen Dreher Ost habe ich ja gekannt! Er war aus meiner Herrschaft Kornfeld gebürtig und ein sehr guter Mann. Er hat mir zu meinen Tabackspfeifen manches schöne Rohr gedreht. Gott habe ihn selig!“

„Der kindliche Brief der Tochter an die Mutter rührte mich innig. Ich hatte Tags zuvor eine Rolle Goldes erhalten, das mir eben nicht nöthig war, nahm die Kreuzer aus dem Briefe heraus, und legte dafür die Goldstücke in den Brief. Nun, Gott sey Dank, daß dieser augenblickliche Einfall unter Gottes Leitung so viele freudige Begebenheiten veranlaßt hat.“

„Ich dachte,“ sagte der Oberst weiter, „es werde bei Tische wohl von den rothen Kreuzern die Rede seyn. Ich habe die sechs Kreuzer zum Andenken aufbewahrt, und bringe sie hier mit, um sie an die betheiligten Personen auszutheilen. Denn da Gott diese rothen Kreuzer so gesegnet hat, so wird Jedem aus uns ein solcher rother Kreuzer lieber seyn, als ein Goldstück.“ Er gab einen davon

der Frau von Holm und einen dem Herrn Hauptmann. „Und einen," sagte er, „behalte ich für mich." Die übrigen drei legte er neben sein Teller. „Diese," sagte er, „sind für Georg, seine Mutter und seine Schwester bestimmt."

Die Frau von Holm sprach, indem sie den Kreuzer zwischen den Fingern hielt und betrachtete: „Dieser rothe Kreuzer, an den sich so theure Erinnerungen knüpfen, indem er durch Gottes Leitung die Veranlassung gab, daß meinem Neffen das Leben gerettet wurde, soll mir ein so theures Andenken seyn, als eine goldene Denkmünze."

Mein Herr sagte: „Meine Eltern sind auf meine Bitte darauf bedacht, sich meinem Georg erkenntlich zu bezeigen, und seiner Mutter unter die Arme zu greifen. Das Haus der guten Wittwe ist wegen des zu frühen Todes ihres Mannes und wegen verschiedener Unglücksfälle überschuldet. Georg hat wenig Hoffnung, das Haus schuldenfrei zu machen, und sich darauf zu setzen. Wir haben daher, da ich dem Sohne so Vieles zu danken habe, uns vorgenommen, ihn mit einer Summe Geldes zu unterstützen."

„Nun," sagte der Herr Oberst, „dazu werde ich mit Freuden beitragen."

Nach Tische, als die übrigen Gäste sich entfernt hatten, ließ der Herr Oberst mich rufen, und berieth sich mit Frau von Holm und meinem Herrn über

unsere Angelegenheiten. Es wurde von ihnen beschlossen, die unverschuldeten Schulden des seligen Vaters zu bezahlen, und mich so zu stellen, daß ich mein Gewerbe sorgenfrei und mit Nutzen betreiben könne. Der Herr Oberst versicherte, er werde, da es jetzt Frieden ist, meine Entlassung aus dem Kriegsdienste bewirken, damit ich alsdann sogleich das Haus mit der Werkstätte übernehmen könne. In weniger als einem Monate wird Alles berichtigt seyn.

Hierauf befahl mir der Herr Oberst, meine Schwester herauf zu führen. Er grüßte sie sehr freundlich, lobte sie, gab ihr die drei rothen Kreuzer und sagte: „Theile sie mit deiner Mutter und deinem Bruder, und sey immer eine so gute Tochter und Schwester, wie bisher. Euch beiden Kindern sollen diese Kreuzer ein Andenken seyn und Euch sagen: Gott belohnt die kindliche Liebe. Eure Mutter aber wird, so oft sie ihren Kreuzer ansieht, sich freuen, daß sie Euch Kinder so gut erzogen hat.“

Nun, liebste Mutter, wollen wir Gott danken, der uns aus allen Nöthen und Trübsalen so gnädig errettet hat. Bald werde ich zu Euch kommen! Und da Ihr, wegen Eures Alters die Hausgeschäfte nicht mehr wohl besorgen könnet, so werde ich meine liebe Schwester mitbringen. Wir Drei wollen dann in Liebe und Eintracht ein recht seliges Leben führen.

Wir, ich und Margaretha, Eure liebevollen Kinder, können Gott nicht genug danken, daß Er uns dazu hilft, Euch ein fröhliches Alter zu bereiten.

Ich und Margaretha, die diesen Brief mitunterzeichnet, sind mit gleicher kindlicher Liebe

Eure

ewig dankbaren Kinder

Georg und

Margaretha.

Das alte Raubschloß.

1.

Die Köhlerfamilie.

Tief im Gebirge lebte einmal vor uralter Zeit der ehrliche Kohlenbrenner Ruprecht. Sein hölzernes Wohnhaus stand auf einem großen Felsen, den ein enges, grünes Thal umgab. Ein kleiner, silberheller Bach floß durch das Thal; zu Zeiten schwoll er aber fürchterlich an, und wälzte dann, weiß von Schaum, abgerissene Felsentrümmer und entwurzelte Bäume mit sich fort. Rings umher erblickte man eine schauerliche Wildniß. Waldige Berge schlossen das Thal ein, über deren düstere Fichten und Tannen weiterhin himmelhohe, mit Schnee bedeckte Felsengipfel emporragten. Man sah hier keine Spur von Menschenwerken, als die Köhlerhütte, einige in den Felsen eingehauene Staffeln, und den Steg über den Bach, welcher dazu führte.

Doch befand sich in einiger Entfernung noch ein alter Steinbruch, dessen buntes Gestein sehr malerisch zwischen grünem Gebüsche hervorschien, und auf einem etwas entferntern Berge erhob sich der halbzerfallene Thurm, nebst den Trümmern von den Mauern eines alten Raubschlosses.

In dieser tiefen Einsamkeit wohnte Ruprecht mit seinem Weibe Hedwig, und seinen zwei Kindern Niklas und Thekla. Oft kam mehrere Wochen hindurch kein Mensch hieher. Nur Hasen und Rehe ließen sich fast täglich in dem Thale blicken, und manchmal kam am hellen Mittage ein Hirsch aus den Wäldern herab, und trank aus dem Bache.

Ruprecht fällte fleißig Holz, und brannte bald da, bald dort im Walde Kohlen. Hedwig besorgte die Hauswirthschaft, und spann sehr fleißig. Niklas hütete die wenigen Ziegen, die an den steilen Bergen kletterten; Thekla aber weidete die kleine Heerde von etwa zehn Schafen, die friedlich in dem grünen Thale und auf den niedrigen Hügeln umher grasten. Die kleine Familie lebte bei Gottesfurcht, Liebe und Eintracht höchst vergnügt, und wünschte sich nichts mehr. Die Kinder meinten nirgens sey es schöner und herrlicher, als in ihrer Wildniß.

Den Kindern war Wald und Gebirg ihre Welt. Auch hier fanden sie unter der Anleitung ihres verständigen Vaters und ihrer frommen Mutter einen

reichen Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Die niedrigen Erdbeerstauden und Heidebeersträuche voll rother und schwarzer Beeren machten ihnen viele und große Freuden. Wann die Kinder seltnere schöne Blumen fanden, brachten sie dieselben voll Freude nach Hause — zum Beispiele den purpurrothen Fingerhut und das dunkelblaue Eisenhütlein, vor deren giftigen Eigenschaften jedoch der Vater sie warnte. An einem Zweige des Spindelstrauches mit den unvergleichlich schönen, karminrothen Früchten, die den Baretten gleichen, oder an einem Aste voll Eicheln, die in so zierlichen grünen Schüsselchen stecken, hatten die Kinder, so arm sie waren, oft mehr Freude, als den reichsten Kindern die kostbarsten Spielzeuge gewähren können. In dem klaren Bache, dessen beide Ufer zur Freude der Kinder reichlich mit Blumen prangten, gab es schöne Forellen, und auf Ruprechts Tisch kam manche Goldforelle, die einer fürstlichen Tafel zur Zierde gereicht hätte.

In dem nahen Steinbruche fand man vorzüglich schöne Versteinerungen. Manche Steine des gelblichen Schieferthones enthielten die herrlichsten Abdrücke von Kräutern, Blättern und Blumen. Niklas trieb seine Ziegen sehr oft in diese Gegend, suchte sich immer einige der schönsten Stücke aus, nahm sie mit nach Hause, und brachte nach und nach einen ansehnlichen Vorrath zusammen. Reisende, die zu Zeiten in das Gebirg kamen, kauften

davon, und der gute Knabe gab das erlöste Geld allemal mit Freuden seinem Vater.

Die größte Freude machte es dem guten Niklas, wenn er Abends, nachdem er seine Ziegen eingetrieben hatte, den Vater im Walde besuchen, und mit ihm in dem Hüttchen aus Tannenästen bei dem rauchenden Kohlhaufen übernachten durfte. Von hier aus konnte man das alte Raubschloß recht gut sehen. Wann hier die Sonne bereits untergegangen war, und die Tannen umher wie schwarz aussahen, leuchtete der alte Thurm im Glanze der Abendsonne noch hell wie Glut.

Niklas sagte einmal: „Ich bin begierig zu wissen, wie es innen in dem alten Schlosse aussieht. Ich werde, wenn ich wieder einmal mit meinen Ziegen dahin komme, den Berg vollends besteigen, um die zerstörte Burg näher zu beschauen.“ Der Vater warnte ihn mit aufgehobenem Zeigefinger und sprach: „Thu' das nicht, Niklas! Die alten Mauern sind sehr baufällig. Es könnte dir dort leicht ein Unfall begegnen.“

Der Knabe fragte: „Aber wie ist es denn zugegangen, daß diese herrliche Burg so gräulich zerstört worden?“

Der Vater erzählte ihm von dem bösen Ritter, der einmal dort gehaust hatte, allerlei schauerliche Geschichten. Dem guten Niklas wurde angst und bange, als er vernahm, wie der Böſewicht die Leute

weit umher beraubt, und gleich dem reichen Prasser gelebt habe, bis endlich sein Maaß voll geworden; und wie er dann gefangen, durch das Schwert hingerichtet, und die Burg durch Feuer zerstört wurde.

Am Ende der Erzählung sagte der Vater: „Siehst du, so gehts! Der Bösewicht besteht nicht; er ist wie das Gras auf den öden Mauern dort oben, das bald verdorrt. Gott bestraft alles Böse. Wäre der Ritter ein braver Mann gewesen, so stünde das Schloß jetzt noch in seiner Herrlichkeit da, und wäre wohl noch bis auf den heutigen Tag von seinen Nachkommen bewohnt. So aber ist dieser Thurm ein Denkmal der Strafgerichte Gottes für unsere und alle künftige Zeiten.“

2.

Der junge Fuchs.

Eines Tages trieb Niklas seine Ziegen in die Nähe des Steinbruches. Während die muntern Thiere an den Gesträuchen nagten, suchte er nach Versteinerungen. Da hörte er mit einem Male Etwas seltsam wimmern. Er sah nach und erblickte in einer der Steingruben einen jungen Fuchs,

der da hinabgestürzt war, und an den steilen Wänden vergebens herauf zu klettern suchte.

Niklas hatte Mitleid mit dem armen Thiere, fand ein Stück einer halbverwitterten Tanne, bediente sich derselben als einer Leiter, kletterte an den Ueberbleibseln der Aeste hinab, und kam mit dem verunglückten Thiere glücklich wieder herauf. Er trug den Fuchs nach Hause, um ihn dem Vater zu zeigen.

„Je,“ sagte die Schwester, als Niklas in die Stube trat, „was hast du denn da für einen seltsamen Hund?“

„Das ist ein junger Fuchs,“ sagte der Vater, „nur wenige Monate alt. Das arme Thier sieht sehr abgemagert und halb verhungert aus.“

Der Knabe erzählte, wie er ihn bekommen habe. „Nun wunderts mich nicht, daß er Hunger haben mag!“ sagte der Vater. „Von dir aber ist es schön, daß du dich des verschmachtenden Thieres barmherzig angenommen hast.“ Die Mutter brachte ein irdenes Schüsselchen Ziegenmilch, und das arme Thier leerte und schleckte es sogleich mit der größten Begier bis auf den letzten Tropfen aus.

„Du magst den jungen Fuchs behalten und aufziehen,“ sagte der Vater. „Er vermehrt zwar unsere Tischgesellschaft um einen Kopf; allein für einen solchen Kostgänger bleibt immer Etwas übrig.“ Der Fuchs fand sich auch allemal richtig bei der

Mahlzeit ein, lernte Alles fressen, und hielt sich immer zu dem Hause, als wenn er dazu gehörte. Sein größter Wohlthäter aber blieb Niklas. Er fütterte ihn immer reichlich, und das Thier war ihm sehr zugethan, ließ ihn mit sich spielen, machte allerlei muntere Sprünge, und lief ihm, wie ein zahmes Hündlein, überall nach.

Allein bald zeigte sich des Fuchses räuberische Natur. Er stahl der Mutter ein Hühnlein, und verzehrte es heimlich in dem Gebüsche hinter der Hütte. Die Mutter kam dazu, und fing an laut zu jammern und zu zanken. Der Vater wollte den Dieb todtschlagen. Niklas weinte und bat, den armen Schelm zu verschonen. „So mag er denn leben,“ sagte der Vater; „aber fort muß er.“

Den Tag darauf kam der Schmid aus dem nächsten Dorfe mit einem Wagen, eine Fuhr Kohlen zu holen. Er zeigte Lust zu dem Fuchse. „Meine Buben hätten tausend Freuden damit!“ sagte er. Da Niklas das Thier doch nicht behalten durfte, so schenkte er es ihm. Der Schmid versprach dem Knaben etwas Anderes mitzubringen, woran er Freude haben werde, legte dem Fuchse einen Strick um den Hals, an dem er ihn führte, und fuhr mit seinem Wagen ab. Das arme Thier sah noch oft um, und ging ungern mit seinem neuen Herrn. Niklas stand mit Thränen in den Augen vor der Hausthüre, und sah sei-

nem lustigen Gesellschafter noch lange recht betrübt nach.

„Laß ihn!“ sagte der Vater. „Es geschieht ihm recht. Dem Dieb gehört ein Strick um den Hals. Wenn du einmal so schlecht werden und stehlen könntest, so müßtest du, so lieb ich dich habe, mir auch aus dem Hause — und der Strick würde dir am Ende nicht ausbleiben.“

3.

Das unterirdische Gefängniß.

Niklas vergaß seinen Fuchs, und wanderte wieder vergnügt mit seinen Ziegen in den Bergen umher. Einmal weidete er sie am Schloßberge. Als es bereits Abend war, und er die Ziegen nach Hause treiben wollte, vermißte er eine davon. Er suchte sie weit umher, und bestieg mit vieler Mühe den steilen Berg. „Vielleicht,“ dachte er, „hat sich die Ziege in das alte Gemäuer verlaufen.“ Auch kam ihn eine große Lust an, die alten Mauern und den Thurm, das Wunder der Gegend, in der Nähe zu beschauen. Zwar fiel ihm die Warnung seines Vaters ein. Allein er dachte: „Es wird nicht so gefährlich seyn; ich will einmal hineingehen.“

Von dem ehemaligen Thore waren nur mehr die Trümmer zu sehen. Niklas irrte zwischen den bemoosten Mauern, herabgestürzten Quadersteinen, und verwachsenen Gesträuchen umher. Ganze Bäume, Tannen und Eichen, waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachsen. Er staunte den mächtigen Thurm an, dessen oberstes Gemäuer zerstört und mit Gesträuch bewachsen war. Er ging durch das schmale, offene Pförtchen in den geräumigen Thurm hinein. Auch hier war Alles voll Gebüsch; große mit dichtem Moose bewachsene Steine lagen umher, und auf den herabgefallenen Mauertrümmern sah man gelbes, verdorrtes Gras. Es schauerte ihm, als er die Verwüstung so ansah. „Mein Gott," sagte er, „der Vater hat doch recht: Der Böse besteht nicht; er verdorrt, wie Gras auf öden Mauern." Es lief ihm eiskalt über den Rücken, und er wollte gehen. Jetzt aber bewegten sich auf einmal alle Gesträuche um ihn her, und neigten sich gegen ihn. Es entstand ein dumpfes Gekrach, der Boden wich unter seinen Füßen, und plötzlich versanken Gesträuche und Steine um ihn her — und er mit ihnen! — in einen Abgrund, der so tief war als ein Ziehbrunnen.

Niklas lag nun in einem unterirdischen Gefängnisse, dessen morsches Gewölbe mit ihm eingebrochen war. Ein solches Gefängniß nannte man in den alten Ritterzeiten das Burgverließ. Niklas war

vor Schrecken beinahe des Todes; indeß hatte er keinen Schaden genommen. Allein bald sah er mit Entsetzen, daß er an den glatten Mauern nicht mehr herauf kommen könne. Es kam ihn eine wahre Todesangst an. Kröten und Nattern, die sich oben zwischen den Sträuchen und Steinen aufgehalten hatten, und mit ihm herabgestürzt waren, krochen und zischten um ihn her. Dies verursachte ihm noch größern Schrecken. Er schrie von Zeit zu Zeit um Hülfe; allein seine Stimme verhallte vergebens zwischen den hohen Mauern.

Weinend und die Hände ringend saß er auf dem Schutte, und blickte zu dem klaren, blauen Himmel hinauf, der durch den weiten Riß im Gewölbe, und durch die überhängenden Gesträuche wunderschön zu ihm herableuchtete. „O Du lieber guter Gott,“ rief er, „der Du da droben im Himmel wohnest! Kein Mensch hört meine Stimme, nur Du hörest mich; kein Mensch weiß, daß ich hier bin, nur Du siehst mich! O erbarme Du Dich meiner; laß mich hier nicht umkommen in dieser gräßlichen und fürchterlichen Höhle! Ach verzeih' mir, lieber Gott, daß ich die Warnung meines Vaters nicht befolgt habe! Verzeih' mir, und hilf mir wieder herauf. O in meinem ganzen Leben will ich meinen Eltern nicht mehr ungehorsam, und Dir beständig dankbar seyn!« Er hörte nicht auf zu beten und zu weinen.

Jetzt ward es immer dunkler um ihn her; die Nacht brach ein. An dem Himmel, von dem er nur einen schmalen Streif sah, flimmerte hie und da ein Sternlein. Das blasse Mondlicht, das durch die leeren Fensteröffnungen des Thurmes, und hoch oben in den ganz offenen Thurm herein schien, erhellte die grauen Mauern, und milderte die dichte Finsterniß. Allein jetzt vernahm er ein schauerliches Schnauben. Hohles, klagendes Geheul wiederhallte in dem einsamen Gemäuer. Schwarze Gestalten schwebten oben im Thurme von Zeit zu Zeit schnell hin und her. Niklas konnte sie zwar nicht deutlich sehen; aber um so größer war seine Furcht. Es schauderte ihm davor. Er schloß die Augen, und Angstschweiß bedeckte seine Stirne. Ihm kamen die gräulichen Gespenstergeschichten zu Sinne, welche ihm die Fuhrknechte, die zu Zeiten Kohlen holten, von dem alten Raubschlosse erzählt hatten. Er flehte innigst und aus allen Kräften der Seele: „O Gott — Gott — rette Du mich; o ihr heiligen Engel Gottes, stehet mir bei und beschützet mich!“

Unter Angst und Schrecken ging ein Theil der Nacht vorüber; endlich schickte Gott dem erschöpften Knaben einen sanften Schlaf, und er schlief bis an den Morgen.

4.

Sehnsucht nach Erlösung.

Der arme Niklas war wohl herzlich froh, als er erwachte, und es wieder Tag war. Es war ihm viel leichter um das Herz, da er die Gesträuche zu oberst am Thurme von der Morgensonne vergoldet sah. Allein er fing auf's Neue an, zu jammern und zu weinen. „O Du lieber Gott," betete er, „Du hast das schöne Morgenroth geschaffen. Du lässest nach der dunkeln Nacht wieder Tag werden. Du kannst auch das größte Leiden in Freuden verwandeln. O, ende meinen Jammer — und auch den Jammer meiner guten Eltern! Führe mich wieder zu ihnen, daß wir uns alle wieder mit einander freuen. O das wäre eine Freude, wenn ich wieder nach Hause, oder sie hieher kämen! Sie würden mir bald herauf helfen. Du kannst es noch leichter; Du hast mich noch lieber! O hilf mir herauf aus diesem gräßlichen Aufenthalte."

Unter stillen Thränen und wiederholtem, lautem Rufen verfloß ihm der Morgen. Nichts regte sich um ihn; nur kam hie und da ein Vögelein weit oben auf das hohe Gemäuer geflogen, und stimmte sein fröhliches Liedchen an. Dem guten

Niklas kam aber dieser liebliche Gesang sehr traurig vor. „Ihr habt gut singen,“ sagte er, „ihr munteren, fröhlichen Vögelein! Ihr seyd frei, und eure Flügel tragen euch, wohin ihr wollt. Ach, wenn ich auch Flügel hätte, so wollte ich bald oben seyn, und zu meinen lieben Eltern nach Hause fliegen! — Doch ohne Wissen und Willen des Vaters im Himmel fällt ja keines von euch zur Erde. Gott weiß es und es ist Sein Wille, daß ich in diese Grube fiel. Er hat mich doch lieber, als euch alle. Er, der für euch sorgt, wird auch meiner hier nicht vergessen.“

Bisher hatte der arme Knabe vor Angst und Jammer nicht an Essen und Trinken gedacht. Als aber bereits der Mittag vorüber war, regte sich der Hunger. Zum Glücke hatte er noch etwas Brod und Ziegenkäse in seiner Hirtentasche. Er aß etwas weniges davon — und netzte jeden Bissen mit Thränen. „Wie bald wird der kleine Vorrath zu Ende seyn,“ sagte er, „und dann muß ich Hungers sterben. Doch der liebe Gott, der die Vögel ernährt, wird mich nicht verschmachten lassen.“

Allein jetzt wurde Niklas von heftigem Durste gequält. Er war schon gestern an dem schwülen Nachmittage und am Abende sehr durstig gewesen; das trockene Brod nebst dem sauren Käse, wovon er eben gegessen hatte, vermehrten seinen Durst. „Ach Du lieber Gott,“ seufzte er mehrmal, „laß

mich doch nicht verdursten! Du tränkest ja alle Gräslein und Blümlein mit Thau und Regen; o gib mir nur ein Tröpflein Wasser!“ Er fühlte sich sehr matt, und legte sein Haupt auf einen Stein.

„Lieber Gott,“ sagte er mit Thränen, „o wenn ich denn hier verschmachten soll, so laß mich jetzt sanft einschlafen und im Himmel bei Dir wieder erwachen. Nur tröste meinen guten Vater, meine liebe Mutter, und auch die kleine Thekla!“

5.

Neue Schrecken.

Niklas blieb eine Weile so liegen, schlummerte endlich ein, und schlief bis gegen Abend. Ein furchtbarer Donner schreckte ihn aus dem Schlafe auf. Es war bereits dunkel. Der Himmel hatte sich mit schweren Gewitterwolken überzogen, und es war früher Nacht geworden. Ein gewaltiger Sturmwind brauste in dem hohlen Thurme, und mancher losgerissene Stein fiel mit großem Getöse in dem Thurme herab. Der zitternde Knabe war des Lebens nicht mehr sicher; er fürchtete, das Gewölbe möchte vollends einstürzen, und ihn er=

schlagen. Er flüchtete sich in die äußerste Ecke seines Gefängnisses. Indessen blitzte es fast unaufhörlich, als stünde der ganze Thurm in Flammen, und die schrecklichen Donner schienen seine alten Grundvesten zu erschüttern.

Niklas betete mit aufgehobenen Händen. Jetzt rauschte ein mächtiger Platzregen nieder. Niklas sah bei dem Glanze der Blitze, die Alles um ihn her erleuchteten, daß alle Blättlein der Sträuche umher vom Regen tröpfelten. „O Du lieber Gott," rief er freudig, „wie gut bist Du! Ich habe Dich nur um ein Tröpflein Wasser gebeten, und Du gibst mir nun deren viele Tausende. Dieses Gewitter, vor dem ich zitterte und bebte, ist die größte Wohlthat für mich. Du bist in Allem, was Du thust, die lautere Güte."

Niklas faßte die großen, schweren Regentropfen, die an den Blättern hingen, mit dem Munde auf und stillte seinen Durst.

Das Gewitter verzog sich. Es blitzte zwar noch sehr stark; allein es donnerte nur mehr dumpf aus weiter Ferne her.

Niklas fühlte sich aufs Neue im Vertrauen auf Gott gestärkt und betete: „O Du lieber Gott im Himmel, o gib es meinem Vater doch ein, daß ich hier sey! Er denkt nicht daran, mich hier zu suchen. O laß es ihm einen Engel heute Nacht im Traume ins Ohr sagen! Da wird er gleich aufstehen und

hieher kommen, und mich aus meiner Gefangenschaft erlösen.«

Der Regen hatte nunmehr aufgehört. Man hörte gar nicht mehr donnern. Nur blitzte es noch von Zeit zu Zeit; dann war wieder Finsterniß und Todesstille umher. Jetzt hörte aber der erschrockene Knabe oben am Rande des offenen Gewölbes Etwas herumschleichen, und vernahm das Rasseln einer Kette. Ja er sah bei dem Glanze der Blitze, daß es zu ihm herunter schaue. „Ach Gott, was ist wohl dieses?“ dachte Niklas. „Ach, ich fürchte, es ist ein Gespenst!“ Ihm wurde auf's Neue angst und bange. Es verschwand wieder und er hörte die Kette nicht mehr; aber nicht lange, so winselte und scharrte Etwas dicht neben ihm zunächst der Mauer, an der er saß, unter dem Boden. Er fuhr mit Entsetzen auf, und entwich in eine andere Ecke seines Gefängnisses. Allein das unbekannte, gefürchtete Wesen arbeitete sich aus der Erde hervor, und sprang im Dunkeln auf Niklas zu, und an ihm hinauf. Niklas stieß einen Schrei des Schreckens nach dem andern aus. Jetzt blitzte es wieder, und Niklas erkannte nun das vermeinte Ungethüm. Es war sein getreuer Fuchs.

Der Schrecken des Knaben verwandelte sich in Freude. Der Fuchs liebkosete ihm, und schmiegte sich um seine Füße; dann sprang er wieder freudig

in großen Sprüngen umher. „Du gutes Thier,“ sagte Niklas, „du, du bist also das gefürchtete Gespenst! O sey mir tausendmal willkommen. Ja, ja! du hast es nicht vergessen, daß ich dich einmal aus der Steingrube erlöste, du dankbares Thier, und kommst nun zu mir, und suchst mich in meiner Schreckenshöhle heim, und würdest mich gern erlösen, wenn du nur könntest. — Aber was hast du denn da am Halse? Das ist ja ein Stück von einer Kette? Hat dich jener böse Schmid an diese Kette gelegt? Nun, nun, du bist aber doch wieder aus deiner Gefangenschaft erlöst worden. Auch ich bin gleichsam mit Ketten hier angefesselt; aber ich denke, der liebe Gott will mich durch dich vielleicht doch von diesen meinen Ketten, die zwar nicht von Eisen, aber doch sehr fest sind, wieder losmachen. Ja, ja! gewiß hat er dich gesendet, mich zu erlösen!“

Dem bekümmerten Knaben war es jetzt wieder leichter um das Herz, da er ein bekanntes, lebendes Wesen um sich hatte. Alle Furcht war ihm vergangen. Er suchte eine trockene Stelle in dem Gewölbe, setzte sich auf einen Stein, und der Fuchs legte sich zu seinen Füßen.

6.

Befreiung aus dem Kerker.

Als die Morgendämmerung anbrach, und es etwas heller wurde, dachte Niklas: „Ich muß doch sehen, wo der Fuchs herein gekommen ist; vielleicht kann ich dort hinaus kommen.“ Er bemerkte, zunächst am Boden, eine kleine Oeffnung, die von dem herabgefallenen Schutte des eingebrochenen Gewölbes verschüttet gewesen, ehe sie der Fuchs wieder aufwühlte. Niklas arbeitete den Schutt vollends hinweg, und entdeckte einen engen unterirdischen Gang. Er wagte sich hinein, tappte im Finstern immer weiter und weiter fort, und meinte, das Ende nicht zu erleben. Endlich kam er glücklich zur Seite des Berges heraus.

Wie es ihm um das Herz war, als er aus dem tiefen Dunkel heraustrat, und sich nun frei sah, und den goldenen Morgenhimmel erblickte und die aufgehende Sonne, und all die grünen Berge umher von dem nächtlichen Gewitter erfrischt, und jedes Kräutlein, jedes Blümlein und Blättlein von hellen Regentropfen funkelnd, — das läßt sich nicht aussprechen. Es war ihm nicht anders, als sey er vom Tode erstanden. „O Du guter, lieber Vater im Himmel!“ rief er, und fiel auf die

Knie nieder. „Du hast mich errettet! Dir — Dir sey inniger Dank! Ja, es bleibt wahr, Du verlässest keinen, der auf Dich vertraut. Dank, Dank — ewiger Dank sey Dir!“

Er stand auf, und eilte nun, was er konnte, seinen lieben Eltern zu, und der Fuchs begleitete ihn.

In seiner väterlichen Wohnung war indeß große Trauer gewesen. Als Abends die Ziegen ohne ihren kleinen Hirten heimgekommen waren, so hatte dieses schon Allen im Hause kein gutes Zeichen geschienen. Vater, Mutter und Schwester hatten ihren lieben Niklas noch in der Nacht, und den ganzen darauf folgenden Tag überall vergebens gesucht. Ihn droben in dem alten Schlosse zu suchen, schien ihnen unnöthig, weil der Vater es ihm verboten hatte, dahin zu gehen. Sie fürchteten, er sey von einem Felsen gestürzt oder in den reißenden Waldstrom gefallen.

Wie sie nun alle Drei an dem schönen Morgen so traurig in der Stube da saßen, und von nichts, als dem großen Unglück redeten, das dem armen Niklas begegnet seyn müsse, und als sie ihn bereits als todt beweinten — öffnete Niklas auf einmal die Thüre, und trat frisch und gesund herein. Alle schrieen laut auf vor Freudenschrecken. „O Gott im Himmel!“ rief der Vater. „Niklas! bist du es wirklich, oder ist's dein Geist!“ „O Niklas! Niklas!“ rief die Mutter, indem sie ihn weinend

in ihre Arme schloß; „wir hielten dich alle für todt. Ach, du hast uns ein großes Leid angethan! Was ist dir doch begegnet?“ Auch die Schwester kam mit ihren rothgeweinten Aeuglein herbei, und grüßte ihn freundlich.

Nachdem die ungestüme Freude sich ein wenig gelegt hatte, sprach der Vater zu Niklas: „Erzähle nun, wo du so lange geblieben bist! Denn es muß dir doch irgend ein Unfall begegnet seyn!“ Die Mutter aber sagte: „Niklas warte noch ein wenig mit dem Erzählen, bis ich dir zuvor eine gute Milchsuppe zum Frühstücke gekocht habe.“ Die geschäftige, liebevolle Mutter war bald damit fertig, und Niklas aß nun, und fing während des Essens an zu erzählen, und alle setzten sich um den Tisch, um zuzuhören. Auch der Fuchs saß zu den Füßen des Niklas, und schaute beständig zu ihm hinauf, und verwandte kein Auge von ihm — nicht um zuzuhören, sondern um seinen Antheil am Frühstücke zu bekommen.

7.

Väterliche Ermahnungen und Dankbarkeit gegen Gott.

Niklas erzählte ausführlich, wie in dem alten Thurme der Boden mit ihm gebrochen, wie er in das fürchterliche Gewölbe, weit unter der Erde, hinabgefallen; und wie er da weinte, betete, hungerte, durstete und so große Aengsten ausstand. Mutter und Schwester wischten bei dieser Erzählung eine Zähre nach der andern ab, und die Mutter sagte: „Ja, ja, Noth lehrt beten. Und in der heiligen Schrift steht: So spricht der Herr: Ruf' mich an in der Noth, und ich werde dich erretten.“

Als Niklas von dem gräßlichen Geheule und den schwarzen flatternden Schreckensgestalten redete, rief Thekla: „O schweig, mir schauert die Haut; ich wäre vor Furcht gestorben!“ Der Vater aber sprach: „Sey doch nicht so einfältig; das waren Nachteulen, sonst nichts. Erzähle weiter, Niklas.“

Niklas erzählte, wie in der schrecklichen Gewitternacht das treue, dankbare Thier zu ihm gekommen. „Ich denke,“ sprach Niklas, „der Fuchs wollte mich aus meinem Kerker befreien, wie ich ihn aus jener Grube befreit habe.“ „Das,“ sagte der Vater, „mochte die Absicht des Fuchses nicht

seyn, lieber Niklas. Indeß ist doch so viel gewiß: Obwohl der Fuchs ein unvernünftiges Thier ist, so hat er doch Gefühl für seinen Wohlthäter, und suchte dich auf, sobald er auf deine Spur kam. Es ist dies immer schön — und mancher Mensch, der kein Gefühl für Wohlthaten hat, könnte von dem Thiere lernen.«

Endlich erzählte Niklas noch, wie er durch die Oeffnung, durch die der Fuchs hereingekrochen, glücklich hinausgekommen. »Und so,« sagte Niklas, und stellte dem Fuchse den Rest der Milchsuppe auf den Boden, »war doch der Fuchs die Ursache, daß ich aus meinem Kerker befreit wurde.«

»Gott hat dich befreit!« sagte die Mutter. »Ihm danke du — und Ihm können wir alle nicht genug danken. Indeß ist es schon wahr, daß Gott sich dieses Thieres bediente, dich zu retten. Gott lenkte es so, daß der Fuchs von seiner Kette abreißen, und die Oeffnung zu deinem Kerker finden mußte. Ja, daß du damals das fast verhungerte Thier fandest, war schon Gottes Fügung, dir durch dasselbe das Leben zu retten. Hättest du aber, wie es manche muthwillige Buben machen, das Thier zu Tode gemartert, so wärest du, zu deiner wohlverdienten Strafe, in dem Raubneste da droben auch um das Leben gekommen. Darum sag' ich euch immer, wir sollen gegen alle Geschöpfe mitleidig seyn.«

Der Vater fügte noch bei: „Kann übrigens ein unvernünftiges Thier dem Menschen solche Dienste leisten, wie vielmehr kann der Mensch dem Menschen zum Heile werden! Darum seyd doch nie gegen den geringsten Menschen hart. Es wäre dies nicht nur eine Sünde gegen Gott und Menschen; sondern ein solcher Mensch handelte wohl recht sich selbst zum Schaden. Es ist ja schon geschehen, daß der ärmste Bettler einem Fürsten das Leben rettete! Laßt uns daher, aber nicht aus Eigennutz, sondern aus liebevollem Herzen, wohlthätig gegen alle Geschöpfe Gottes seyn, vorzüglich gegen das vornehmste aller Geschöpfe auf Erden — gegen den Menschen."

Hierauf gab der Vater dem Niklas noch einen ernstlichen, aber wohlgemeinten Verweis. „Ich habe," sprach er unter Anderm, „dich treulich gewarnt, du sollst das alte Schloß nicht betreten, weil dir dort leicht ein Unglück begegnen könnte. Ich habe es dir strenge verboten, dahin zu gehen. Du aber hast auf meine väterliche Warnung nicht geachtet; du hast mein Gebot übertreten. Siehst du nun, wie bös es ist, wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchen? Dein Ungehorsam war Ursache, daß du in jenen Abgrund gestürzt und beinahe um das Leben gekommen bist. Viele Kinder haben sich schon durch ihren Ungehorsam unglücklich gemacht. Sie haben Hals und Bein gebrochen, sind

im Wasser ertrunken, oder auch, wie du, in einen Abgrund gestürzt. Allein der schrecklichste Abgrund ist der Abgrund von Sünde und Elend, wohin der Ungehorsam führt. Manche ungehorsame Kinder haben sich nicht nur zeitlich, sondern ewig unglücklich gemacht. Darum, ihr lieben Kinder, gehorcht euren Eltern, die es so gut mit euch meinen. Gedenkt des vierten Gebotes, ehret Vater und Mutter, so wird es euch wohl gehen, und ihr werdet lange leben auf Erden.«

Am folgenden Tage kam der Schmid, um einen Wagen voll Kohlen zu holen. Als er den Fuchs erblickte, rief er: „Ich dachte wohl, ich werde ihn hier finden. Ich habe daher eine neue, stärkere Kette mitgebracht, die gewiß halten soll.« Zu Niklas sprach er: „Dir, Niklas, habe ich den Fuchs noch nicht bezahlt. Sieh, da hast du, anstatt des versprochenen Geschenkes, einen neuen, glänzenden Gulden.«

Aber Niklas rief: „Nein, nein, den Fuchs geb' ich nicht für tausend Gulden!« Er erzählte, welchen großen Dienst ihm das treue, dankbare Thier erwiesen habe. Der Schmid sagte: „Nun schenke ich dir zu dem Gulden noch die Kette! Denn wenn deine Mutter nicht um alle ihre Enten und Hühner kommen will, so mußt du den Fuchs an die Kette legen.«

Am nächsten Sonntage dankten Eltern und

Kinder dem gütigen Gott für die Rettung des Niklas zuerst Morgens in der Kirche; am Nachmittage aber gingen alle miteinander auf das alte Raubschloß, um auch dort Gott zu danken. Auch wollten die Eltern und Thekla doch sehen, wo Niklas gesteckt habe.

Als sie den Berg erstiegen hatten und bei dem Eingange angekommen waren, sprach der Vater: „Laßt mich voran gehen, und geht alle hinter mir her, damit keinem von euch ein neues Unglück begegne.“ In das Pförtchen des Thurmes ging der Vater zuvor ganz allein hinein, um erst nachzusehen, ob noch einiger Boden fest genug sey, darauf stehen zu können. Er fand ein vorstehendes, festes Quaderstück, worauf zwei Personen bequem stehen konnten. Er rief zuerst die Mutter und alsdann die übrigen, jedes besonders herein. Die Mutter schaute mit Furcht und Zittern hinab in das tiefe, dunkle Gewölbe und sprach: „Ach Gott, da drunten ist's schauerlich! Wir können Gott nicht genug danken, daß Er dem Niklas da wieder herauf geholfen hat. Das Sprichwort bleibt doch wahr: „Der Herr führt in die Grube und wieder heraus!“ —

„Das thut Er,“ sprach der Vater, um uns über unsere Fehler und Vergehungen zurecht zu weisen, um uns für unsern Leichtsinn zu bestrafen, um uns in der Geduld und im Vertrauen zu üben!

Niklas hat das erfahren. Gott gebe, daß jeder Mensch, der in große Noth gekommen, wie Niklas, am Ende mit David beten könne: „Du, o Herr, hast mich in viele und große Angst kommen lassen; Du hast Dich aber wieder zu mir gewendet, mir auf's Neue das Leben gegeben, und mich wieder herauf geführt aus dem Abgrunde der Erde.“

Die
Margarethablümchen.

Frau Berchthold, eine verständige und tugendhafte Bürgersfrau in der Stadt, ging an einem Sonntage vor das Thor, wo sie eine große Wiese hatte. Die kleine Marie, ihr Töchterchen, ging, weiß gekleidet und ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, ihr sittsam zur Seite. Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingstag, und die Wiese war bereits mit dem schönsten Grün und mit den ersten Frühlingsblümchen geschmückt.

„Wie hell und blau ist doch heute der Himmel!“ sagte Marie; „und wie schön grün ist unsre Wiese, und mit den kleinen weißen Blümchen da, wie mit Sternlein besäet. Wie der blaue Himmel zu Nacht mit goldenen Sternlein prangt, so ist jedes grüne Plätzchen auf Erden mit lieblichen Blümchen geziert. Das gefällt mir sehr wohl; der liebe Gott hat doch Alles recht schön gemacht.“

Maria pflückte einige Blümchen und sagte: „Sie sind in der That recht artig. Das innere Scheibchen ist unvergleichlich schön gelb, und die

zarten, weißen Blättchen stehen wie Strahlen umher. Und sieh nur, liebe Mutter, wie die Spitzen der weißen Blättchen so schön rosenroth sind! Auch die kleinen Knösplein da sind schön weiß und grün, und rund wie Perlen. Wir nennen diese Blümchen nur Wiesenblümchen. Allein man kann ja alle Blumen, die auf den Wiesen wachsen, Wiesenblumen nennen. Haben diese Blümchen hier nicht noch einen besondern Namen?«

»O ja wohl!« sagte die Mutter. »Man nennt sie auch Angerblümchen, weil man wohl keinen grünen Anger oder irgend einen Rasenplatz findet, auf dem sie nicht zu sehen wären. Man nennt sie Monatblümchen; denn es ist kaum ein Monat im Jahre, in dem sie nicht blühen; es sey denn, daß Eis und Schnee die Erde bedecke. Sie heißen auch Gänseblümchen, vermuthlich, weil die zarten, grünen Blättchen der Stöcklein den jungen Gänsen zur ersten Nahrung sehr willkommen sind. Gewöhnlich nennt man diese Blümchen aber Maasliebchen.«

»Maasliebchen!« rief Marie; »das ist ein seltsamer Name. Sag' mir doch, liebe Mutter, wie sie zu diesem Namen gekommen, und was er bedeute?«

»Ich weiß nicht gewiß,« sprach die Mutter, »ob ich dir dieses genau sagen kann. Ich denke aber, man gab diesen bescheidenen Blümchen diesen Namen, weil sie mit einem so einfachen, prunk-

losen Schmucke sich begnügen, und doch ein ganz feines, artiges Aussehen haben. So sollen auch wir in Allem, besonders aber im Putze das Maas lieben. Diese Blümchen sind nur mit reinem Gelb und Weiß und etwas wenigem zarten Roth geschmückt, und dennoch gefallen sie. Wenn du, wie eben jetzt, in deinem Staate erscheinest, so hast du ein gelbes Strohhütchen auf, und ein weißes Kleidchen an, das nur mit einer blaßrothen Schleife geziert ist. Dieser einfache Schmuck steht dir sicher besser, als alle blendende Farbenpracht. Ich wünsche, du möchtest in deinem Putze, ja in allen Dingen, immer so das Maas lieben. Ja, sey auch du immer ein Maasliebchen.«

Marie sagte: »In unserm Garten am Hause haben wir keine Blumen, sondern nur Gemüse. Dürfte ich nicht einige Stöckchen von diesen Blümchen auf das Gartenbeetchen verpflanzen, das du mir angewiesen und mir erlaubt hast, darauf zu pflanzen, was ich nur wolle?«

»O ja, warum nicht?« sprach die Mutter. »Thu' es immerhin. Diese Blümchen gehören auch zu den nützlichen Gewächsen. Man kann die grünen Blättchen als Salat genießen, oder sie doch unter den Salat, oder auch unter den Spinat mischen. Auch dienen sie zur Arzenei; ich selbst habe eine Freundin, die anfing an der Lunge zu leiden, und, wie sie behauptet, durch die grünen Blättchen dieser

Blumenstöcklein geheilt wurde. So vereinen diese Blümchen mit dem Angenehmen das Nützliche. Möchten auch wir dieses immer thun.«

Marie ging am folgenden Tage auf die Wiese, stach mehrere Stöcklein, die noch keine Knospen hatten, aus, und setzte sie in zierlichen Reihen, wie die Mutter mit den Kohl- und Salatpflänzchen zu thun pflegte, auf ihr Beetchen. Das Erdreich war hier das allerbeste. Marie wartete der kleinen Stöckchen auf das sorgfältigste. Sie lockerte den Grund umher öfter auf, sie jätete jedes Unkräutchen oder Gräschen, das ihnen hätte die Nahrung entziehen können, fleißig aus, und sie vergaß nicht, die Stöckchen zu begießen, wenn es einige Zeit nicht regnete.

Als die Knöspchen hervorkamen, und endlich die Blümchen erschienen, war Marie nicht wenig erstaunt. Es waren ganz andere und viel schönere Blümchen, als die Stöcklein vorhin getragen hatten. Die Blümchen hatten die weißen Blättchen, die sonst das Gelbe umgaben, nicht mehr; allein die früherhin gelben Scheibchen waren nun viel größer, dunkelroth oder blaßroth, und wie aus kleinen zarten Röhrchen zusammen gesetzt.

Marie lief eilig zur Mutter und rief: »Mutter, o komm doch und sieh, was für ein Wunder sich mit meinen Blümchen zugetragen hat! Du kennest sie sicher nicht mehr, so schön sind sie geworden.«

Die Mutter ging mit ihr. „Sieh nur, wie schön!“ rief Marie; „und sag' einmal, gleichen diese Blümchen nicht geschnittenem Sammet?“

„In der That, sagte die Mutter, du hast Recht. Sie sind dem Sammet ähnlich. Deßhalb nennt man auch solche veredelte Wiesenblümchen in einigen Gegenden Sammetblümchen. Du siehst da, wie sehr diese gemeinen Blümchen sich durch sorgfältige Pflege verschönern und veredeln lassen.“

Marie war über die wunderbare Verwandlung der Maasliebchen in Sammetblümchen so entzückt, daß sie noch eine Menge Stöckchen von der Wiese holte, ihr Gartenbeetchen ganz damit besetzte und sie aufs sorgfältigste pflegte. Und da gab es denn wieder ein neues Wunder. Sie fingen an zu blühen, und als sie nun in voller Blüthe standen, sieh, da war das Gelbe in der Mitte ganz verschwunden; die äußern Strahlenblättchen hingegen hatten sich so vervielfältigt, daß die ganzen Blümchen aus lauter solchen zarten Blättchen bestanden, die zusammen die niedlichsten Blümchen bildeten. Einige Blümchen waren weiß wie Schnee, andere blaßroth, noch andere rosenroth; und alle waren in einiger Entfernung wunderschönen kleinen Röschen ähnlich.

Marie, die eines Morgens die schönen Blümchen erblickte, sprang wieder eilig zur Mutter, und rief: „O komm doch, liebste Mutter! Nun kannst

du an meinen Blümchen wieder etwas Neues sehen! Da sieh einmal, und staune. Ich denke, wenn ich so fortfahre, die gemeinen Maasliebchen zu pflegen, so kommen noch tausenderlei schöne Blümchen zum Vorschein.«

„Das ist wohl möglich,« sagte die Mutter; „man nennt diese Blümchen deßhalb auch Tausendschönchen. Diese Erscheinung ist indeß nicht so neu, als du denkst. Schon viele Blumengärtner haben die gemeinen Maasliebchen längst vor dir veredelt; die Tausendschönchen gehören nunmehr unter die gewöhnlichen Gartenblumen.«

„Und so,« fuhr die Mutter fort, „kann man auch durch sorgfältige Pflege und Wartung Alles in der Natur vervollkommnen und veredeln. Wie mit diesen veredelten Maasliebchen, ging es mit den meisten Blumen und Früchten. Viele der schönsten Gartenblumen stammen von gemeinen Feldblumen ab; ja die köstlichsten Aepfel und Birnen nur von Bäumen, die ehemals ganz gemeine Holzäpfel und Holzbirnen trugen. So belohnt Gott die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Menschen; so machte Er den Menschen zum Herrn der Natur.«

„Aber selbst der Mensch,« sprach die Mutter weiter, „gelangt erst durch eine weise und gute Erziehung zu seiner Vollkommenheit. Nur Schade, daß manche Kinder sich nicht so leicht wollen veredeln lassen, als diese Blümchen hier; ja daß nicht

wenige Kinder durch Eigensinn, Ungehorsam und Widerspänstigkeit die vortrefflichste Erziehung vereiteln. Lerne du, liebes Kind, das Glück einer guten Erziehung, die ich dir zu geben bemüht bin, nicht geringe achten, sondern mache, daß sie an dir auf das vollkommenste gelingen möge.“

Mariens veredelte Blümchen vermehrten sich sehr; das ganze Gartenbeetchen, auf das sie sonst gar keine andern Blumen oder Gewächse pflanzte, wurde von den grünen Blättchen überzogen, und glich einem dichten grünen Rasen. Marie glaubte, die schönen Blümchen hätten nun keiner weiteren Pflege mehr nöthig, und ließ sie wachsen, wie sie wollten. Allein bald erstaunte Marie auf's Neue, nur nicht auf eine so angenehme Art, wie zuvor. Die schönen Sammetblümchen und die niedlichen Tausendschönchen wurden nach und nach wieder ganz gemeine Wiesenblümchen, wie sie zuvor gewesen.

„Ach, das ist doch recht ärgerlich!“ rief Marie. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich an diesen Blümchen, die mir so viele Freude gemacht, noch einen solchen Verdruß erleben sollte. Sag mir doch einmal, liebste Mutter, wo es herkomme, daß sie so ausarteten!“

Die Mutter sprach: „Die Ursachen dieser unglücklichen Veränderung lassen sich leicht angeben.“

„Die erste Ursache ist diese: Du hast diese Blümchen vernachläßigt; du sorgtest nicht mehr dafür,

daß der Boden hinreichend gedüngt war; du dachtest nicht daran, sie zu begießen; du ließest sie zu dicht auf einander stehen und reitetest das Unkraut nicht aus. Deßhalb wuchsen sie wieder nach ihrer vorigen gemeinen Art und Weise. Nur fortgesetzte Pflege kann die veredelten Blümchen schön und edel erhalten; ohne Pflege verwildern sie.“

„So ist es auch mit der Erziehung der Menschen. Die erste Erziehung mag noch so vortrefflich seyn, und die heranwachsende Jugend mag noch so gut gebildet werden; wenn man sie zu frühe sich selbst überläßt, so artet sie auch bald wieder aus. Laß es dich also nicht verdrießen, wenn ich bei dir noch immer Vieles zu erinnern, dich zu ermahnen, dir Manches zu wehren nöthig finde. Du bist zwar, seit du diese ersten Blumenstöckchen in unsern Garten versetztest, größer und älter, und wohl auch frömmer und besser geworden. Allein du hast doch noch eine beständige Aufsicht und Leitung nothwendig. Gehorche mir daher willig — damit du nicht gleich diesen Blümchen ausarten mögest.“

„Eine andere Ursache, warum diese veredelten Gartenblümchen wieder ganz gemeine Wiesenblümchen wurden, ist diese: Ich ließ zunächst an deinem Blumenbeetchen ein Stückchen Land zu einem grünen Rasenplätzchen liegen, um Garn darauf zu bleichen. Eine Menge gemeiner Maasliebchen wuchsen auf

dem grünen Rasen. Und da behaupten nun erfahrne Blumengärtner, daß die gemeinen Wiesenblümchen diese veredelten Gartenblümchen verderben, und sie wieder verwildern und in ihren ersten Naturstand zurückkehren machen. Es liegt darin eine feine Warnung, daß man die Gesellschaft unedler und ungesitteter Menschen fliehen müsse, wenn man ihnen nicht gleich werden wolle. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.«

»Du siehst da auch, liebe Marie,« fügte die Mutter noch bei, »daß Gott in die Natur viele gute Lehren legte, die uns großen Nutzen bringen können, wenn wir anders die Natur aufmerksam betrachten, diese guten Lehren aufzufinden wissen — und sie dann auch befolgen.«

Marie pflegte nun ihrer Blumen mit neuer Sorgfalt, entfernte die unveredelten Blumen aus der Nachbarschaft, und sieh da — ihre Blumen, die sie ihre Pflegekinder nannte, veredelten sich wieder, und wurden immer schöner und schöner.

Aber auch Marie selbst gab den Ermahnungen ihrer Mutter Gehör, und vereitelte die Bemühungen dieser ihrer mütterlichen Erzieherin nicht durch Eigensinn und Unfolgsamkeit; sie mied die Gesellschaft ungesitteter junger Leute. Sie wurde ein sehr edles tugendhaftes Mädchen, und blühte schöner, als alle ihre Blumen.

Marie erkannte mit Dank, daß ihre Mutter

ihr eine so gute Erziehung gegeben. Als einst der Namenstag ihrer Mutter wieder kam, führte sie ihre Mutter an ein schönes grünes Rasenstück im Garten, auf dem der Namen der Mutter von abwechselnden dunkelrothen, weißen und rosenfarbenen Sammetblümchen und Tausendschönchen auf das lieblichste blühte. „Du, liebste Mutter," sprach sie, „hast mehr Sorge auf mich verwendet, als ich auf diese Blümchen. Diese Blümchen haben meine wenige Pflege dankbar vergolten; wie könnte ich weniger dankbar seyn? Laß dir diesen meinen kleinen Dank für deine große Mühe gefallen!"

Die Mutter freute sich ihrer wohlgesitteten, bescheidenen und dankbaren Tochter. „Liebe Tochter," sprach sie, „diese Blümchen sollen nun dir zu Ehren Mariablümchen heißen."

„O nein!" sagte die Tochter; „sie sollen deinen Namen tragen, den sie auch hier abbilden — den Namen Margaretha."

Die Mutter nannte die Blümchen von nun an Marienblümchen, wie man sie hie und da noch nennt. Die Tochter aber, und in der Folge auch andere Menschen, nannten die lieblichen Blümchen am liebsten Margarethablümchen.

Die Feuersbrunst.

Eine Erzählung in Briefen.

Briefe des Herrn Aloys May
an seine Mutter.

Erster Brief.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß ich Sie, liebste Mutter, wieder gesehen, und daß ich Sie gesund und wohl getroffen habe! Ich war sehr erfreut, daß Sie, als eine arme Wittwe, von dem Fleiße Ihrer Hände, und von dem Wenigen, das ich Ihnen bisher schicken konnte, immer so zufrieden gelebt und keinen Mangel gelitten haben. Noch mehr freut es mich, daß ich bald eine einträglichere Stelle erhalte, und Sie dann reichlicher werde unterstützen können. Ihre herzliche Frömmigkeit, Ihre mütterliche Liebe zu mir haben mich auf lange Zeit wieder im Guten gestärkt; mit neuem Muthe setze ich meine Geschäftsreise fort, hoffe auch, wiewohl wir jetzt die rauheste Jahrzeit haben und es sehr kalt ist, diese beschwerliche Reise glücklich zu vollenden, und dann,

nachdem ich lange Handlungsdiener gewesen, als Buchhalter eines ansehnlichen Handelshauses die fernere Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen.

Meinem Versprechen gemäß werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von mir geben. Obwohl ich am liebsten kurze Briefe schreibe, so sollen doch Sie von nun an längere Briefe von mir erhalten, damit Sie, Ihrem Wunsche gemäß, länger daran zu lesen haben. Meine Reise war bisher, Gott sey Dank, recht glücklich. Es begegnete mir nichts besonders Merkwürdiges, ausgenommen eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt etwas ausführlicher erzählen will.

Ich war gestern Abends spät zu Bergheim in dem Gasthofe angekommen. Da ich in dieser Stadt keine Geschäfte hatte, und mit Anbruch des Tages wieder abreisen wollte, begab ich mich bald zur Ruhe. Allein um Mitternacht, als ich in tiefem Schlafe lag, wurde mein Schlafzimmer von einer so mächtigen Helle erfüllt, daß ich erwachte. Es kam mir anfangs wie ein Traum vor, daß ich alle benachbarten Dächer, die ganz mit Schnee bedeckt waren, von blendend hellem, feuerrothem Glanze beleuchtet sah. Aber plötzlich erklang die Sturmglocke, und Trommeln ließen sich auf der Straße hören. Ich sprang auf, trat an's Fenster, und sah aus einem großen Hause, am Ende der Straße, dicke, schwarze Rauchwolken emporsteigen, aus denen

furchtbare Flammen hervorbrachen. Ich warf mich, so schnell ich konnte, in meine Kleider, und eilte auf den Platz. Die Feuerspritzen kamen in stürmischer Eile rasselnd angefahren. Noch ließen sich aber wenige Menschen sehen; nur der Besitzer des brennenden Hauses, seine Frau und seine zwei Kinder standen halb angekleidet da, starrten die Flammen an, rangen die Hände und jammerten laut; die Dienstboten schleppten, schwer beladen, allerlei Geräthschaften aus dem Hause. Ich stellte mich an eine Feuerspritze, und bot Wasser, das von dem nächsten Brunnen in Kübeln herbeigetragen wurde. Nach und nach kamen von allen Seiten, noch schlaftrunken und fast taumelnd, Leute herbeigelaufen; sie wurden in Ordnung gestellt, um sich von Hand zu Hand die Eimer zu bieten, die sie mitgebracht hatten. Auf einmal entstand seitwärts um die Ecke des brennenden Hauses ein herzdurchdringendes Jammergeschrei. Ich sprang eilends hin, um etwa zu helfen, wenn ein neues Unglück begegnet seyn sollte. Zwei Kinder waren in den Flammen zurückgeblieben. Die Eltern hatten in ihrer großen Bestürzung es erst jetzt bemerkt. Der Vater stand todtenbleich da, und deutete mit ausgestrecktem Arme auf ein Fenster im dritten Stockwerke; die Mutter war auf die Knie gesunken, und erhob beide Arme zum Himmel, und flehte um Erbarmen. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, zwölf bis

dreizehn Jahre alt, standen neben ihren Eltern, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, weinten und schrien: „O unser lieber Anton! O unser guter Franz! Ach, sie kommen im Feuer um; sie müssen verbrennen! O Du guter, barmherziger Gott, erbarme Dich ihrer!“ Indeß wurde eine große Feuerleiter gebracht, und an das Fenster angelegt. Allein kein Mensch wollte sich hinauf wagen; denn eben stürzten mit furchtbarem Gekrach die brennenden Sparren des Dachstuhls zusammen. Auf's Neue stiegen dicke Rauchwolken empor, und unzählige feurige Funken regneten auf die Leute herab. Einer der zwei Männer, welche die Leiter herbeigetragen hatten, rief: „Zurück, der Hausgiebel stürzt ein!“ Der Andere sagte: „Die armen Kinder sind verloren! Wenn auch Jemand sich noch hinauf wagen wollte, so wäre es doch zu spät!“ Er sprang hinweg. Alles Volk zog sich erschrocken zurück. Wirklich neigte der Giebel des Hauses, der größtentheils von Holz war, und bereits brannte, sich vorwärts, und drohte jeden Augenblick herabzustürzen. Allein ich dachte: „Im Namen Gottes sey es gewagt! Er wird mir gnädig seyn.“ Ich kletterte so schnell als möglich die Leiter hinauf, und erreichte, obwohl die Leiter etwas zu kurz war, das Fenster. Und was erblickte ich da!“ — Die Kammer war von schauerlich rothem Glanze des Feuers erleuchtet. Die zwei Kinder, recht liebliche,

holde Knäblein, knieten in ihren weißen Hemdchen in Mitte der Kammer, erhoben ihre Händchen zum Himmel, und riefen mit vielen Thränen: „O lieber Vater im Himmel! Erbarme Dich unser! Hilf uns doch! Laß uns nicht verbrennen!“ Das Getäfel der Stubendecke und die Thüre waren bereits von den Flammen ergriffen. Ich stieß das Fenster ein, und plötzlich loderte das Feuer, das jetzt Luft bekam, mächtiger auf, und furchtbarer Rauch drang aus dem Fenster. Eilig stieg ich hinein, und setzte die Knaben auf das Fenstersims. Das Volk auf der Straße erhob ein Freudengeschrei, als es die zwei Kinder erblickte. Ich stieg wieder heraus, mußte aber mit den Füßen lange suchen, die Leiter zu treffen. Ich sagte zu dem einen Knaben, er solle meinen Hals fest umfassen, und schlang den Arm um den andern Knaben. Ich bemühte mich nun mit der noch freien Hand die Leiter zu ergreifen, und mich daran fest zu halten. Dies war in der That höchst gefährlich. Ein lauter Schrei des Schreckens erscholl aus Aller Mund. Einer der vielen hundert Zuschauer rief: „Ach Gott, er kann sie nicht retten!“ Ein Anderer schrie: „O Gott, sie stürzen alle Drei mit einander herunter!“ Mehrere Stimmen riefen zugleich: „Gott steh' ihm bei; Gott erbarme sich der Kinder!“ Auch die zwei Kinder weinten laut vor Angst und Entsetzen. Wirklich wurde es mir auch bange, wie ich, mit den

zwei Kindern beladen, die Leiter erfassen, und an der schwankenden Leiter, an der ich mich nur mit einer Hand halten konnte, herabkommen wollte. Allein mit der Hülfe Gottes gelang es mir! Unter dem lauten, freudigen Zurufe der Volksmenge kam ich mit beiden Kindern glücklich herab.

Ich eilte, die Kinder den Eltern zu bringen. Die Mutter war über den Anblick der Gefahr, worin ihre zwei Kinder schwebten, ohnmächtig geworden. Der Vater hatte sie in ein benachbartes Haus bringen wollen. Allein, von Schrecken und Angst gelähmt, vermochte er nicht, sie zu halten; sie war auf den mit tiefem Schnee bedeckten Boden hingesunken, und der Vater kniete neben ihr. Die zwei größern Kinder suchten Haupt und Schultern der Mutter zu stützen. Als ich mit den zwei kleinern Kindern, eines auf dem Arme tragend, das andere an der Hand führend, mich den Eltern nahte, riß der Knabe, den ich führte, sich los, sprang auf den Vater zu, und schrie freudig: „Liebster Vater!“ Der Vater sprang auf, schloß den Knaben in die Arme, und rief: „Gott sey gelobt! Nun mag all' mein Vermögen vom Feuer verzehrt werden — meine liebsten Schätze sind gerettet.“ Der freudige Ausruf des Vaters, und die helle Stimme des Kindes, das mit den kleinen Armen ihn zu umfassen suchte, drangen in das Ohr der Mutter; sie erwachte aus ihrer Ohnmacht. Ich bot ihr das

andere Kind hin. Sie riß es in ihre Arme, als wäre es vor dem Feuer noch nicht sicher, drückte es an ihre Brust, und konnte vor Freude nur weinen und wimmern. Den Blick des Dankes, den sie mir zuwarf, werde ich in meinem Leben nicht vergessen! — Ich eilte wieder an meine Feuerspritze. Nach einigen Stunden wurde man des Feuers Meister; es war keine weitere Gefahr mehr zu besorgen. Da die Thurmglocke morgens sechs Uhr schlug, kehrte ich zurück in den Gasthof. Meine zwei Reisegefährten standen, in ihre Mäntel gehüllt, schon vor der Hausthüre, und warteten ungeduldig auf mich. Ich eilte auf mein Zimmer, holte meinen Mantel und mein kleines Gepäck, zahlte den Wirth, trank stehend eine Schale Kaffee, und setzte mich dann zu den zwei Herren in die Kutsche.

Ich erzähle Ihnen dieses Alles, liebste Mutter, nicht um mich zu rühmen, sondern weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird. Ich verspreche Ihnen, einem Fremden nie davon zu erzählen. Allein wir Zwei sind ja Ein Herz und Eine Seele. Ich kann auch auf keinen Ruhm Anspruch machen. Ich habe diese gute That lediglich Gott und Ihnen zu danken. Gott gab mir den Muth dazu; Sie, liebste Mutter, lehrten mich von meiner Kindheit an, so zu handeln. O wie oft, wie herzlich stellten Sie mir das Beispiel unsers göttlichen Erlösers vor Augen! O ich weiß noch alle Ihre Worte. „Er,“

sagten Sie, „hat uns geliebt bis in den Tod; so sollen auch wir Menschen einander lieben. Er hat aus lauter Liebe sein Leben für uns dahingegeben; so sollen auch wir bereit seyn, aus Liebe für einander das Leben zu geben.“

Liebste Mutter! Ich schreibe Ihnen dieses in dem sehr guten und deßhalb sehr besuchten Gasthofe eines kleinen Dorfes, wo ich heute am späten Abende angekommen bin. Morgen in aller Frühe habe ich mit mehreren Krämern, die hieher bestellt und bereits eingetroffen sind, nicht unbedeutende Rechnungen abzumachen. Ich muß daher noch ein wenig ruhen. Darum gute Nacht, beste Mutter! — Gott sey mit Ihnen und Ihrem Sie

inniggliebenden, dankbaren Sohne
Aloys.

Zweiter Brief.

Liebste Mutter!

Ich bin zwar recht glücklich hier angekommen, aber — ach meine liebste Mutter! — ich fand hier Alles verändert. Ich eilte, voll Freude über meine glücklich vollbrachte Geschäftsreise, zu meinem Herrn Prinzipal, dem Herrn von Walther, auf sein Arbeitszimmer; allein er, der sonst immer so gütig

und freundlich gegen mich war, blieb unbeweglich in seinem Lehnsessel am Schreibtische sitzen, und sah mich höchst aufgebracht und mit finstern Blicken an. Er nannte mich sonst immer „Sie!“ Allein jetzt sagte er: „Geh' Er! Wir sind geschiedene Leute; Er kann mir ferner nicht mehr dienen. Die Buchhalterstelle, die ich Ihm zugedacht hatte, habe ich einem treuern Manne verliehen; und die Stelle, die durch Seine Beförderung wäre erledigt worden, ist mit einem wackern, jungen Menschen besetzt, auf den ich mich mehr verlassen kann, als auf Ihn. Geh' Er, und laß Er sich nie mehr vor mir sehen.“

Ich war so höchst erstaunt über diesen mir ganz und gar unerwarteten Empfang, daß ich wie versteinert da stand, und lange nicht reden konnte. Endlich sagte ich: „Ist's möglich, daß Sie so mit mir reden? Womit habe ich Ihr Wohlwollen verloren, mein liebster Herr Prinzipal?“

„Nenne Er mich nicht mehr so,“ sagte er unwillig; „Er weiß es nur zu gut, daß Er meine Güte mit Undank vergolten, mein Zutrauen mißbraucht, und mich bestohlen hat.“

„Ich bin kein Dieb!“ sagte ich tief gekränkt und beleidigt. „Wer hat in meiner Abwesenheit mich bei Ihnen so angeschwärzt und verläumdet? Stellen Sie mir ihn vor Augen, den bösen, falschen Mann!“

„Ein sehr redlicher Mann,“ sprach mein Herr, „hat mich aufmerksam gemacht. Ich glaubte dessen Worten lange nicht; allein augenscheinliche Beweise überzeugten mich von der Frevelthat, die Er verübt hat.“

„Von welcher That?“ rief ich, „nennen Sie mir dieselbe! Ich weiß mich keiner Uebelthat schuldig. Erklären Sie sich!“

„Wohl, ich will mich erklären,“ sagte er.

Diese Erklärung würde aber Ihnen, liebste Mutter, gar nicht klar seyn! Sie würden Manches nicht verstehen. Ich muß Ihnen daher einiges Vorhergegangene erzählen, und etwas weiter ausholen.

Mein Herr ist ein ganz außerordentlicher Liebhaber von seltenen Münzen, die entweder wegen ihres Alterthums, oder wegen der merkwürdigen Begebenheiten, auf die sie geprägt worden, oder wegen ihres kunstreichen Gepräges in seinen Augen einen großen Werth haben. Er hat auch davon eine sehr schöne Sammlung zusammengebracht. Er mag diese Liebhaberei allerdings ein wenig übertreiben; seine Freunde scherzen auch manchmal mit ihm darüber. Indeß fand auch ich an den schönen Münzen keine geringe Freude. Es gelang mir, die Umschriften einiger alten römischen Münzen zu lesen, die mein Herr nicht herauszubringen wußte. Er zeigte mir von nun an jede alte Münze, die er oft mit theurem Gelde an sich gekauft hatte, und ich gewann sehr in seinem Zutrauen.

Einige Zeit nun vor meiner Reise kam aus dem Zimmer meines Herrn von den Münzen, deren er immer einige auf seinem Schreibtische liegen hatte, um sich daran zu ergetzen, hie und da eine weg, die er für eine besonders große Kostbarkeit hielt, wiewohl sie nur von Silber oder gar nur von Kupfer war. Seit meiner Abreise aber hatte nie mehr eine gefehlt. Er legte unter die geringern Münzen eine oder die andere von größerm Werthe mit Vorsatz hin, und merkte in Geheim auf, um den Dieb zu entdecken. Allein sie blieb unverrückt. Ein Freund, sagte mein Herr, den er aber durchaus nicht nennen dürfe, habe im Vertrauen die Vermuthung merken lassen, es könnte doch vielleicht möglich seyn, daß ich, als ein so überaus großer Freund von schönen Münzen, die schönsten davon mir zugeeignet habe. Mein Herr glaubte es aber immer noch nicht, daß ich der Thäter sey.

Nun besuchten zwei angesehene Reisende meinen Herrn, um seine Sammlung von Münzen zu besehen. Er zeigte ihnen mit dem größten Vergnügen alle die schönen goldenen und silbernen Münzen, die sich in einem zierlichen Kästchen mit vielen Schublädchen befinden, der Reihe nach vor, und pries sie wegen ihres Alterthums, ihrer Schönheit oder Seltenheit. „Nun aber,“ sagte er, „sollen Sie erst die zwei allerseltensten und kostbarsten Schaustücke sehen.“ Beide große, goldene Münzen hatte

er in Einem Futterale von grünem Safian, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, aufbewahrt, damit sie ja nicht beschädigt würden. Die zwei Herren waren voll Erwartung. Er öffnete das Futteral sorgsam und mit wichtiger Miene. Allein es war leer, und beide Münzen waren nicht mehr darinnen. Mein Herr war vor Entsetzen fast außer sich, und gerieth in einen furchtbaren Zorn. Wenn man ihm alle seine Goldrollen aus seiner Kasse gestohlen hätte, wäre er nicht so aufgebracht worden. „O der Dieb, der Schurke!“ schrie er mit einer solchen Heftigkeit, daß beide Fremde erschraken, nach Hut und Stock griffen, und, seinen Verlust bedauernd, sich eilig empfahlen.

Mein Herr war nun fest überzeugt, daß ich die zwei goldenen Schaumünzen gestohlen habe. Er hatte sein Münzkabinett, wie er das Kästchen nennt, fast täglich geöffnet, aber vorzüglich nur jene Münzen betrachtet, die er seit kurzer Zeit erhalten hatte. Nach den zwei Prachtstücken, die er schon seit vielen Jahren besitzt, und wohl schon hundertmal betrachtet hatte, hatte er schon seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen. Weil das Futteral vorhanden war, fiel es ihm gar nicht ein, die Münzen könnten herausgenommen und entwendet seyn. Da er sie nun nicht mehr fand, so war es ihm ausgemacht, ich sey der Dieb. Er behauptete, ich habe vor meiner Abreise die kostbaren zwei gol-

denen Schaumünzen gestohlen, damit er, wenn er den Diebstahl entdecke, meinen solle, eine andere Hand habe den Frevel begangen. Ich hatte meinen großen Koffer auf meinem Zimmer stehen lassen, und meinem Herrn zu Zimmer und Koffer die Schlüssel übergeben; denn ich wollte bloß ein kleines Felleisen auf die Reise mitnehmen. Mein Herr öffnete nun in seinem Zorne den Koffer, und fand zu unterst auf dem Boden desselben, sorgfältig in Seidenpapier eingewickelt und in eine alte Schlafmütze versteckt, beide Münzen. Allein so entzückt der gute Herr war, seine geliebten Schaustücke wieder zu haben, so sehr entsetzte er sich, daß ich, dem er sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte, so schändlich und treulos an ihm gehandelt habe.

Nachdem er mir diese Begebenheit ausführlich erzählt hatte, war mir die ganze Sache klar. Irgend ein Mensch — obwohl ich mir nicht denken kann, welcher? — mußte, um mir das Zutrauen meines Herrn zu rauben, früherhin die seltenen Münzen von Silber oder Kupfer weggeräumt haben; eben derselbe hatte gewiß auch die Goldstücke gestohlen, sie in meinen Koffer verborgen, und meinen Herrn verleitet, sie da zu suchen. Ich wollte meinem Herrn das begreiflich machen. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, oder wußte Alles, was ich sagte, anders auszulegen. Ich sagte unter Anderm: „Wenn ich die schönen Denkmünzen ge-

stohlen und in meinem Koffer verborgen hätte, so würde ich Ihnen wohl nicht den Schlüssel dazu gegeben haben.« Allein er rief: »Das zeigt eben von einem feinen, ausgelernten Spitzbuben; Er wollte mich durch dies anscheinende Zutrauen nur sicher machen, daß ich den Raub gewiß nicht dort suchen sollte. Geh' Er mir aus den Augen, und sey Er froh, daß ich Ihn so ungestraft gehen lasse. Ich könnte Ihn in das Zuchthaus bringen. Er verdiente es. Allein um Seines seligen Vaters willen, der ein ehrlicher Mann war, und um Seiner guten Mutter willen, die sich über diese Geschichte zu todt grämen würde, will ich den ruchlosen Diebstahl verschweigen, und keinem Menschen davon sagen.«

Ich wollte noch weiter reden; er öffnete aber die Thüre, und sagte: »Packe Er sich auf der Stelle aus meinen Augen, und laß Er Seinen Koffer und allen Seinen Plunder recht bald nachholen. Ich will weder Ihn, noch Etwas, das Sein ist, mehr unter meinem Dache haben.«

Ihnen, liebste Mutter, darf ich nicht erst betheuern, daß ich dieses Verbrechen nicht begangen habe. Sie haben mir von meiner Kindheit an die heiligste Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote in's Herz gepflanzt. Sie haben mir den Abscheu vor jeder, auch der geringsten Sünde zu tief in die Seele eingeprägt, als daß ich mich so weit hätte vergessen können. Sie werden auch nie von

mir gehört haben, daß ich einen Menschen, auch nur um einen Heller, betrogen habe. Sie sind von meiner Unschuld überzeugt. Ich aber bin sehr bekümmert, mich so schrecklich an meiner Ehre angegriffen zu sehen. Es macht großes Aufsehen dahier, daß ich die mir zugesicherte Buchhalter-Stelle nicht antreten durfte, und das Haus so schnell verlassen mußte. Man weiß die Ursache nicht, denkt sich aber etwas recht Arges, und es gehen allerlei Gerüchte in der Stadt. Allein ich habe das feste Vertrauen auf Gott, Er werde meine Unschuld noch an den Tag bringen.

Ich habe mir indeß dahier ein Dachstübchen gemiethet, lese und bete, gehe wenig aus, und gebe Unterricht in der englischen Sprache, um nicht ganz müßig zu seyn, und doch auch Etwas zu verdienen. Leben Sie wohl, und beten Sie für

Ihren unglücklichen Sohn
Aloys.

Dritter Brief.

Liebste, beste Mutter!

Gott sey gelobt und gepriesen! Er hat meine Unschuld an den Tag gebracht. Ich muß Ihnen die ganze merkwürdige Geschichte von Anfang an

erzählen, obwohl erst der Ausgang derselben für mich von der glücklichsten Folge war.

Sie werden sich der Feuersbrunst erinnern, von der ich Ihnen schrieb, und bei der ich so glücklich war, mit Gottes Hülfe zwei Kinder aus den Flammen zu erretten. Der Vater dieser Kinder, Herr Bellini, hatte einem Kaufmanne dahier, dem Herrn Fein, eine Summe von fünfhundert Gulden geliehen. Herr Bellini hatte nun das Geld selbst nöthig, sein abgebranntes Haus wieder aufzubauen. Der Kaufmann Fein war indeß gestorben, sein Sohn aber hatte die Schuld anerkannt, übernommen, und auch die Zinse richtig bezahlt. Herr Bellini schrieb nun an Herrn Fein, den Sohn, und kündete ihm das Kapital auf. Da er ihn für einen redlichen Mann hielt, ließ er, was freilich etwas unvorsichtig war, in den Brief mit einfließen, daß die Obligation, die der verstorbene Vater ausgestellt, und die Briefe, die der Sohn deßhalb geschrieben, verbrannt seyen. Der junge Fein behauptete aber jetzt, daß weder sein Vater diese Summe geborgt, noch er selbst je die Schuld anerkannt habe. Herr Bellini sah sich also genöthigt, vor Gericht zu klagen. Die Beweise, die er vorbringen konnte, machten die Sache sehr wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Das Gericht übertrug daher dem Herrn Fein den Eid. Herr Fein erbot sich, indem er den Herrn Bellini einen frechen Lügner schalt, den Eid auf der Stelle zu

schwören. „Nun gut," sagte Bellini, „ich will lieber fünfhundert Gulden verlieren, als Sie zu einem falschen Eide verleiten." Der Rechtsstreit ward abgebrochen, und man dachte kaum mehr daran.

Zu Anfang des Frühlings ließ Herr Bellini, um anstatt des abgebrannten Hauses ein neues zu bauen, die Brandstätte vom Schutte reinigen. Früher war es nicht wohl möglich gewesen; der Schutt war, wegen des vielen Wassers, womit man die Glut vollends gelöscht hatte, fest auf einander gefroren, und mit tiefem Schnee bedeckt. Herr Bellini war bei dem Abräumen beständig zugegen. Manches Brauchbare, auch geschmolzenes Silber, wurde noch vorgefunden. Endlich kam auch gegen alle seine Erwartung das kleine eiserne Kistchen, in dem er seine Obligationen und die Papiere, die sich darauf bezogen, verwahrt hatte, zum Vorschein. Der Boden des Zimmers war damals bei der Feuersbrunst sammt dem Kistchen herabgestürzt; jedoch mußte sogleich so viel Schutt darauf herabgefallen seyn, und den Flammen gewehrt haben, daß die Papiere darin nicht verbrannten, sondern bloß ziemlich braun geworden sind, jedoch vollkommen lesbar blieben.

Herr Bellini legte nun die Obligation und die eigenhändigen Briefe des Herrn Fein dem Gerichte vor. Fein wurde gerufen. Als er die Papiere erblickte, wurde er todtenbleich, zitterte und konnte

die Schuld nicht mehr läugnen. Das Gericht verurtheilte ihn zur Bezahlung des bestrittenen Kapitals, der Zinsen und der Gerichtskosten; überdies noch wurde er wegen vorgehabten Meineids, welches Vorhaben er zu Protokoll gegeben, auf mehrere Jahre zur Gefängnißstrafe verurtheilt.

Eben dieser Herr Fein war nun der Mann, der, wie er sagte, um sich in Geschäften noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß nachgesucht hatte, in dem Handelshause des Herrn von Walther täglich einige Stunden unentgeltlich arbeiten zu dürfen. Fein wußte ihm zu schmeicheln, war immer sehr nett und artig gekleidet, und in seinen Arbeiten sehr geschickt und ganz ungemein fleißig. Eben dieser junge Mann hatte dem guten Herrn den falschen Verdacht gegen mich beigebracht, und war anstatt meiner Buchhalter geworden.

Als Herr von Walther die Betrügereien des meineidigen Feins vernommen, ging ihm mit einem Male ein Licht auf. Er eilte zum Stadtgerichte, und forderte, man solle Fein's Wohnung gerichtlich durchsuchen, ob sich die entwendeten silbernen und kupfernen Münzen nicht etwa dort vorfänden. Man fand sie richtig in dessen Schreibpulte, und der meineidige Fein erschien nun noch überdies als Dieb und Verläumder, und die ihm angekündigte Gefängnißstrafe wurde verlängert.

Ich war seit zwei Tagen nicht aus dem Hause

gekommen, auch von Niemanden besucht worden, und wußte daher von Fein's entdecktem Meineide und den vorgefundenen Münzen nicht das Geringste. Da trat auf einmal Herr von Walther mit offenen Armen in mein Dachstübchen, und rief mit Thränen in den Augen: „Sie sind unschuldig! Fein hat mich schrecklich betrogen. Er hat früherhin die silbernen und kupfernen Münzen gestohlen, und dann, wie ich jetzt klar einsehe, auch die goldenen Schaustücke heimlich aus meinem Münzkabinette in Ihren Koffer gebracht, Sie um mein Zutrauen zu bringen. Ich war zu leichtgläubig und zu hitzig. Freilich, wenn der vorgebliche Diebstahl nicht meine Lieblingsneigung betroffen hätte, so würde der Verlust mir nicht so in das Herz gegriffen haben, und ich hätte die Sache besser überlegt. Je nun, wenn das Herz des Menschen von irgend einer zu großen Neigung eingenommen ist, so wird sein Verstand leicht der Spielball des nächsten, besten Betrügers, oder er betrügt sich selbst. Ich habe Ihnen sehr Unrecht gethan. Verzeihen Sie mir!“ Wir umarmten einander unter Thränen.

„Nun kommen Sie aber sogleich mit mir,“ sprach er; „Sie sind nun, wenn Sie anders noch in die Dienste Ihres Beleidigers treten wollen, mein erster Buchhalter. Fein hat Arrest, und wird heute noch in die Frohnfeste abgeführt.“

Ich bezeugte mein Erstaunen, und fragte, wie

der Betrug des Herrn Fein an den Tag gekommen sey? „Ja so,“ rief Herr von Walther, „Sie wissen es noch nicht? Nun hören Sie einmal die ehrlosen Betrügereien und die ungeheure Falschheit und Heuchelei dieses ruchlosen Menschen.“

Herr von Walther erzählte mir die Begebenheit, sowohl von der abgeläugneten Schuld und dem vorgehabten Meineide, als von den gestohlenen Münzen, die man in Fein's Pulte gefunden hatte. Ich rief öfter: „Fein? Dieser hat dieses Alles gethan? Ist's möglich, daß er so schlecht an mir gehandelt hat? Ich hielt ihn für meinen Freund und für sehr fromm. Er hat mir immer ganz ungemein freundlich begegnet, und immer sehr andächtige Reden im Munde geführt. So oft ich auf sein Zimmer kam, hatte er ein Andachtsbuch in der Hand.“

„Ja, ja,“ sagte Herr von Walther, „so traf ich ihn auch immer, und noch mehrere Gebetbücher und Erbauungsschriften lagen neben ihm auf dem Tische. Der Schurke trug darauf an, meine Tochter Amalie zur Frau zu bekommen, und suchte mich durch fleißiges Arbeiten, meine Tochter durch Artigkeit in Kleidung und Betragen, und die Mutter durch seine Scheinheiligkeit für sich einzunehmen. Die Heuchelei, daß er seine schlechten Streiche unter dem Scheine von Frömmigkeit ausübte, war noch das Schlechteste und Strafbarste von Allem.

Gott aber hat den gottlosen Heuchler entlarvt und bestraft. Doch — kommen Sie nun mit mir! Alles in meinem Hause freut sich, Sie wieder zu sehen.«

Er führte mich an seinem Arme durch die Straße. Die Geschichte war sogleich stadtkundig geworden, und Jedermann begrüßte mich mit freudigen Blicken. Als wir zum Hause kamen, standen Mutter und Tochter, Handelsdiener und Packknechte, Köchin und Küchenmägde unter der Hausthüre, und bewillkommten mich mit großem Jubel. Da es bald darauf Zeit zu Tische war, so sagte Frau von Walther: »Der heutige Tag ist für uns Alle ein Freudenfest; ich bedaure, daß die Zeit zu kurz war, für eine festliche Mahlzeit zu sorgen.« Herr von Walther ließ aber von seinem besten Rheinweine aus seinem Keller holen, und brachte die Gesundheit aus: »Ehrlich währt am längsten!«

Auf einmal entstand ein Lärm auf der Straße; eine Menge Leute lief zusammen. Wir traten an's Fenster. Da kam, geputzt wie ein Prinz, Herr Fein — auf einem Leiterwagen. Er saß auf einem Bunde Stroh, und ein Soldat mit Ober- und Untergewehr saß neben ihm. Als er nun mit bleichem Gesichte und niedergeschlagenen Augen so vor dem Hause vorbei geführt wurde, hatte ich doch Mitleid mit ihm. Herr von Walther sagte aber: »Nun sieht Herr Fein, wie wahr das alte Sprüchlein

sey: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommet einmal an die Sonnen.«

Leben Sie wohl, liebste Mutter, und danken Sie Gott mit

Ihrem

hocherfreuten Sohne

Aloys.

Vierter Brief.

Liebste Mutter!

Das glaube ich, daß Ihnen mein letzter Brief große Freude gemacht hat. Allein auch der gegenwärtige Brief wird Sie freuen, und Sie werden ihn nicht ohne Rührung lesen.

Gestern Abends wollten wir, mein Herr, seine Frau, Fräulein Tochter und ich, uns eben an den Theetisch setzen. Da trat eine schöne, ansehnliche Frau mit zwei überaus lieblichen kleinen Knaben in das Zimmer. Sie war bei ihren Verwandten dahier in der Stadt auf Besuch, und wollte nun auch ihre Jugendfreundin, die Frau von Walther besuchen. Es war Frau Bellini. Ich kannte sie aber nicht mehr; denn damals, als ich sie sah, war sie todtenblaß, und glich einer Sterbenden. Sie wußte nichts davon, daß ich mich hier im Hause befinde; sie hatte seit jenem Brandunglücke nichts mehr von mir gehört.

Das kleinere Knäbchen rief aber sogleich: „Sieh, Mutter, das ist der Herr, der auf der großen Leiter zu uns hinauf geklettert, und in unsere brennende Kammer zum Fenster hereingestiegen ist.“

„Ei ja, Sie sind es!“ sprach der größere Knabe, „Sie haben mich und das Brüderlein herabgetragen und gesagt, wir sollen uns nicht fürchten, als die Leiter so schwankte, und die Leute so schrien, und man so arg trommelte und die Sturmglocke läutete, und Alles voll Feuer war.“

Die Mutter hatte, so wie sie in's Zimmer trat, sogleich ihre Freundin umarmt, und merkte erst jetzt auf die Reden des Knaben. Sie sah mich an, und rief: „Mein Gott, ja, Sie sind es wahrhaftig! O, in meinem Leben werde ich Ihr Angesicht nicht vergessen, wiewohl ich Sie nur wenige Augenblicke gesehen habe. Sie waren mir in meiner Todesangst ein Engel vom Himmel, der mir nicht nur Trost brachte, sondern auch Hülfe. O, Gott weiß es, wie herzlich ich immer gewünscht habe, Sie nur noch einmal in meinem Leben zu sehen, um Ihnen den innigsten Dank eines gerührten Mutterherzens auszudrücken! Ich vermochte es damals nicht; allein ich vermag es auch jetzt nicht!“ Sie brach in einen Strom von Thränen aus.

„O meine Kinder,“ sagte sie, „küßt diesem Herrn — ach ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen — küßt ihm die Hände, mit denen er euch das Leben

gerettet hat! Wenn dieser Herr nicht gewesen wäre, so wäret ihr Beide zu Staub und Asche verbrannt.“ Die zwei Knaben fingen auch an zu weinen, und benetzten meine Hände mit Thränen. Auch meinem Herrn standen die Thränen in den Augen; seine Frau und seine Tochter aber weinten recht von Herzen.

Herr von Walther sprach jetzt: „Von dieser Geschichte weiß ich ja noch gar kein Wort! Kommen Sie, Madam Bellini, setzen Sie sich hier auf das Kanapee, und erzählen Sie! — Und Sie, Herr May, müssen neben der gerührten Mutter sitzen.“

Ich wollte den Platz der Frau des Hauses überlassen. Aber Alle drangen in mich, diesen Ehrenplatz einzunehmen. Ich setzte mich, und die beiden Knaben drängten sich an mich, und hielten immer meine Hände. Ich nahm den kleinern auf den Schooß; der andere stand neben meinem Knie. Mein Herr saß zwischen seiner Frau und Tochter auf den herbeigerückten Sesseln.

Frau Bellini erzählte mit großer Lebhaftigkeit und Rührung. Sie beschrieb, indem sie auf's Neue todtenblaß wurde, ihren Todesschrecken und die furchtbare Todesangst, die sie empfunden, als sie ihre zwei Kinder vermißte; als es hieß, sie seyen noch droben in der Schlafkammer; als unter dem Jammerrufe der vielen hundert Menschen die große Leiter gebracht wurde! „Ach,“ rief sie, „ich eilte hin, blickte auf, sah die Fenster der Kammer von

den innern Flammen furchtbar erleuchtet — und das Mutterherz drohte mir zu zerspringen, und die Knie brachen mir.«

Wir Alle, die wir ihr zuhörten, wurden erschüttert und bebten. Sie machte hierauf von der großen Gefahr bei Rettung ihrer Kinder eine solche Schilderung, daß mir selbst schauderte. Ich sagte, sie beschreibe die Gefahr viel größer, als dieselbe gewesen sey. Allein sie rief: „O nein, nein, die Gefahr war nicht so geringe, als jetzt Ihre Bescheidenheit sie macht. Als ich Sie oben an der Spitze der schwankenden Leiter mit meinen zwei Kindern beladen erblickte, Flamme und Rauch aus den Fenstern drang, Feuerfunken über Sie herabregneten, der Hausgiebel brannte, wankte und krachte — da vergingen mir die Sinne. Ich ward ohnmächtig!«

„O hören Sie auf,« rief Frau von Walther. „Mir schwindelt auch!«

„Wahrhaftig,« sagte Amalie, die Tochter des Hauses, „ich bin nahe daran, auch ohnmächtig zu werden.«

Frau Bellini sagte sanfter und ruhiger, und zu mir gewandt: „In der That, Sie und die zwei Knaben hier schwebten augenscheinlich in der größten Todesgefahr! Tapfere Männer sagten mir nachher: Es fehlte uns wahrhaftig nicht an gutem Willen, Ihre Kinder zu retten. Allein es schien uns geradezu unmöglich. Den fremden Herrn hat Gott hergeschickt; die Rettung Ihrer Kinder ist ein Wun=

der. Es war wirklich nur um einige Augenblicke zu thun, so hätte der brennende Giebel, der sogleich darauf mit furchtbarem Krachen und neu hervorbrechenden, dicken Rauchwolken herabstürzte, den Herrn und Ihre Kinder erschlagen. Gott hat die Kinder durch diesen Herrn wunderbar gerettet!«

Sie ergriff mit Augen voll Thränen meine Hand, und sprach: »O daß wir, ich und mein Mann, doch nur wüßten, womit wir Sie erfreuen, was wir Ihnen Gefälliges erzeigen könnten?«

Ich sagte gerührt: »Ihre Mutterfreude, Ihr Dank ist mir Lohnes genug. Ich bedarf jetzt nichts. Doch wenn ich in eine Verlegenheit kommen sollte, so werde ich mich ganz gewiß an Herrn Bellini und Sie wenden.«

»Nun wohl!« sagte sie, und wandte sich an ihre zwei kleinen Knaben. »Du, Anton!« sprach sie zum ältern, was willst du dem Herrn geben?«

»Meine Trommel,« sagte der Knabe, »und noch dazu das Eichhörnchen, das ich zu Hause habe.«

»Und du, Franz!« sprach die Mutter, was willst du ihm schenken?«

»Alles, was mir auf Weihnachten das Christkindlein bescheren wird!« sagte der Kleine.

Die Frauen lächelten mit Thränen in den Augen. Herr von Walther stand auf und sagte: »Unser Thee ist über die Geschichte ganz in Vergessenheit gekommen. Doch wir sind auf eine an-

dere Art angefeuchtet worden!« sprach er, und trocknete sich die Thränen. »Indeß kann ich eine so liebevolle Mutter und ihre holden Kinder doch nicht so mit nassen Augen und trockenem Munde abfertigen. Speisen Sie mit uns zu Nacht!« Die Frau sagte, sie werde wirklich bei einem Abendessen erwartet, wozu einige ihrer Freundinnen eingeladen seyen. »Also kommen Sie morgen auf Mittag!« sprach Herr von Walther. Sie sagte, daß sie auch auf morgen Mittag schon eingeladen sey, daß morgen auf den Abend ihr Mann kommen werde, sie abzuholen, und daß sie übermorgen mit Anbruch des Tages mit ihm abreisen müsse. »Ei,« rief Herr von Walther, »so erwarte ich Sie sammt Ihrem lieben Manne morgen auf ein kleines Abendessen! Ich lasse keine Einwendungen gelten.« Frau Bellini nahm die Einladung an, und wir Alle begleiteten sie bis an die Hausthüre.

Gute Nacht, liebste Mutter — denn ich schreibe Ihnen immer bei Nacht, weil ich bei Tag immer viele Geschäfte habe. Ich denke, so sehr die Erzählung der Frau mich ergriff, recht sanft zu schlafen. Es ist doch eine Freude, wenn man in der Welt auch einmal etwas Gutes gestiftet hat. Gott sey mit Ihnen und Ihrem

Sie

innigliebenden Sohne

Aloys.

Fünfter Brief.

Liebste Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder! — Wenn mein voriger Brief Sie gerührt hat, so wird dieser Sie hoch erfreuen. Ich habe Ihnen eine höchst angenehme Begebenheit zu berichten!

Als ich gestern morgens in das Zimmer trat, begrüßte mich mein Herr und seine Frau noch viel freundlicher, als sonst. Amaliens Angesicht aber war, als sie mir einen guten Morgen wünschte, von Freundlichkeit wie verklärt. Wir tranken zusammen Kaffee. Denn seit ich wieder in das Haus aufgenommen bin, darf ich bei dem Frühstücke nie fehlen.

Herr von Walther sagte mit sehr heiterer Miene zu mir: „Ich bin unzufrieden mit Ihnen! Warum haben Sie von dem Allem, was Frau Bellini gestern Abends erzählte, uns nichts gesagt?“

„In der That,“ sprach Frau von Walther, „das war nicht freundschaftlich, daß Sie von Ihrer so edlen Handlung uns nichts wollten wissen lassen.“

Ich sagte: „Unsere Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Ich habe keinem Menschen davon gesagt; nur meiner Mutter habe ich die Geschichte geschrieben.“

„Betrachten Sie mich künftig,“ sprach Frau von Walther mit besonderm Nachdrucke, als Ihre Mutter.“

„Und mich,“ fügte Herr von Walther bei, „als Ihren Vater.“

Ich getraute mir kaum zu denken, welche erfreuliche Bedeutung diese Worte für mich haben könnten. Ich eilte zu meinen Geschäften. Weil ich eben einen starken Posttag hatte, und wir auf den Abend so werthe Gäste erwarteten, wollte ich mit meinen Briefen recht bald fertig werden, um den Abend frei zu haben, und an der Gesellschaft ungestört Theil nehmen zu können. Ich ging deßhalb Mittags nicht zu Tische, sondern ließ mir einiges wenige Essen auf die Schreibstube bringen.

Als ich am Abende in das Speisezimmer trat, war noch Niemand da, als Herr Bellini und mein Herr. Beide Herren waren in einem eifrigen Gespräche begriffen; die Frauen hatten sich in ein anderes Zimmer begeben. Herr Bellini eilte sogleich auf mich zu, umarmte mich als den Retter seiner Kinder, und bezeigte mir seinen Dank in kurzen, kräftigen Ausdrücken.

„Sie glauben nicht,“ sprach er hierauf, „welche Mühe wir uns gaben, Ihren Namen und Ihren Aufenthalt zu erfahren. Ich ging in alle Gasthöfe. Im goldenen Hirsche hörte ich, daß Sie da mit zwei Herren, die Niemand kannte, und mit

einem ganz fremden Kutscher Abends sehr spät angekommen, und morgens sehr frühe wieder abgereist waren; weiter konnte man mir nichts sagen. Wir erkundigten uns im ganzen Städtchen, ob denn Niemand Sie kenne. O ja wohl, hieß es, den wohlgekleideten fremden Herrn, der so fleißig an der Spritze arbeitete, daß er wohl bis auf die Haut naß wurde, und der sich dann in das brennende Haus wagte, kennen wir wohl! Der ist weder wasserscheu, noch feuerscheu. Wie er aber heiße, oder woher er sey, das wissen wir nicht. Indeß erzählte man mir doch Manches von Ihnen, das mir sehr wohl gefiel. Ihre zwei Reisegefährten, die wahrscheinlich nur der Zufall Ihnen zugeführt hatte, waren nicht Ihres Sinnes. Beide sahen in guter Ruhe der Feuersbrunst zu, und rauchten ganz behaglich Taback. Allein Sie riefen denselben mit einem strafenden Blicke zu: Meine Herren! Haben Sie vielleicht Ihre Pfeifen an dem Feuer da angezündet? Greifen Sie doch zu den Eimern! Die zwei Herren fühlten das Unschickliche ihres Betragens, hatten aber keine Lust zur Arbeit, sondern entfernten sich. In einer Feuersspritze war nach der letzten Feuersbrunst etwas Wasser zurückgeblieben und eingefroren. Sie war nicht zu gebrauchen, und die Leute wußten sich nicht zu helfen. Allein Sie riefen: Gießt ein wenig warmes, aber ja nicht zu heißes Wasser hinein. Man machte es

so, und die Spritze kam bald in Gang. So zeigten Sie sich durchaus nicht nur als einen menschenfreundlichen, edelmüthigen Mann, sondern überhaupt als einen Mann, der genug Muth und Verstand hat, den Menschen die Wahrheit zu sagen, und guten Rath zu ertheilen.«

Doch, liebste Mutter, verdiene ich nicht Tadel, daß ich da so Vieles geschrieben, was mir zum Lobe gereicht? Allein ich versichere Ihnen, daß ich Selbstlob hasse, und daß ich dieses Alles bloß geschrieben habe, weil ich Ihnen gern Freude machen möchte, und weil ich weiß, daß Sie diesen Brief mit Freude lesen werden.

Jetzt kamen die zwei Frauen und Fräulein Amalia; alle sehr zierlich, ja festlich gekleidet. Frau von Walther sagte zu Herrn Bellini: „Ich habe eine Beschwerde gegen Sie. Warum haben Sie nicht gestattet, Ihre zwei lieben Kleinen mit hieher zu nehmen?« Herr Bellini sprach: „Kinder taugen nicht immer in die Gesellschaft der Erwachsenen. Sie stören jede ernstere Unterhaltung, oder haben Langeweile dabei. Wie nachtheilig ihnen die Gespräche und Scherze in gemischten Gesellschaften werden können, brauche ich hier nicht zu erwähnen; denn hier könnten sie nur Gutes lernen. Indeß würden sie hier vielleicht doch beschwerlich fallen.«

„Ei, nicht doch,« sagte Herr von Walther; „Sie müssen sie auf ein Stündchen hieher kommen

lassen. Die Kleinen müssen doch die Kuchen und Torten verkosten, die Amalia heute gebacken hat. Da es bereits dunkel ist, so lasse ich sogleich anspannen, um sie in der Kutsche hieher zu bringen."

Ich erbot mich, sie abzuholen, und brachte sie. Als sie die zierliche Tafel, die hellen Wachslichter, das schimmernde Silber und die netten Körbchen voll Früchte erblickten, waren Beide ganz entzückt. Nachdem wir zu Tische gebetet hatten, und man sich zu Tische setzen wollte, sprach Herr von Walther zu den Kleinen: „Nun, wo wollet denn ihr hinsitzen?" Beide riefen: „Neben Herrn May."

Während der Mahlzeit kam das Gespräch bald wieder auf die Feuersbrunst. Frau Bellini erzählte, das Feuer sey vermuthlich durch eine Magd ausgekommen, die schon früher einmal die noch glühende Asche in ein hölzernes Gefäß gethan, und sie nicht in das feuerfeste Gewölb, sondern, um sich einen Gang zu ersparen, in die nächste Kammer gestellt habe, und deßhalb sehr ernstlich und nachdrücklich gewarnt wurde; einige Leute aber seyen der Meinung, das Feuer sey gelegt worden.

Amalia sagte: „Wie kann der gütige Gott es doch zulassen, daß durch eine nachläßige Magd, oder gar durch einen bösen Menschen so gute Menschen in Schrecken gesetzt, und ihrer Wohnung beraubt werden! Ich würde einen Knaben, der ein Vogelnest zerstören, und junge und alte Vögelein

verscheuchen wollte, an den Haaren zurückreißen. Warum wehrt der liebe Gott, dem gute Menschen doch unendlich lieber sind, als uns die Vögel, den Bösen nicht, solches Unglück anzurichten?“

„Liebe Fräulein Amalia,“ sagte Herr Bellini, der Verlust meines Hauses und eines großen Theils meines Vermögens war für mich, meine Frau und Kinder allerdings ein großes Unglück; allein wir und viele Menschen wurden dadurch noch eines größern Segens theilhaft. Wir lernten die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller zeitlichen Güter noch mehr einsehen. Wir erkannten, daß wir keine andere feste Stütze haben, als Gott allein. Wir wurden genöthigt, unsere einzige Zuflucht zu Ihm zu nehmen. O wie riefen auch unsere nächsten Nachbarn, die in Gefahr waren, zu Gott um Hülfe! Wie beteten wir selbst bei der Todesgefahr unsrer geliebten Kinder! Wir wurden geübt in der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Viele Menschen fanden Gelegenheit, ihre Menschenliebe an den Tag zu legen. Ich erkenne es mit Dank, daß viele große Kaufleute mir nicht unbedeutende Summen nachließen, und mir neue Waaren auf Treu und Glauben gaben. Viele, sehr viele Menschen aus benachbarten Ortschaften, die dabei nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatten, eilten herbei, den Brand zu löschen. Ohne solche Unglücksfälle, ohne Feuersbrünste, Hagelschlag, Krankheiten und

dergleichen, hätten gerade die schönsten Tugenden, Vertrauen auf Gott, Geduld im Leiden, Wohlthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, heldenmüthige, sich aufopfernde Liebe, und auch die Dankbarkeit gegen Wohlthäter gar nicht Statt. Und sind gerade diese Tugenden nicht ohne Vergleich mehr werth, als alle zeitlichen Güter?“

„Vortrefflich!“ rief Herr von Walther; „Mir selbst, der ich doch viele Meilen weit von Ihnen entfernt wohne, war Ihr Unglück ein großes Glück. Ich lernte den heuchlerischen Fein kennen, der sich in mein Zutrauen einzuschmeicheln gewußt, und der Sie, da Sie durch die Feuersbrunst schon so Vieles verloren, noch um eine große Summe Geldes betrügen wollte; ich wurde, Gott Lob, seiner los. Die Unschuld des Herrn May kam an den Tag, und ich nahm ihn wieder in mein Haus auf. Sein Edelmuth, mit dem er sein Leben für Ihre Kinder gewagt hatte, macht ihn mir noch unendlich schätzenswerther. Wie Ihnen Ihre Kinder wieder geschenkt worden, und Sie nun größere Freuden an ihnen haben, als zuvor, so geht es mir auch mit ihm. So weiß Gott alle Leiden, die Er über uns schickt, in Freuden zu verwandeln.“

Frau Bellini winkte jetzt ihren zwei Knaben. „Wir reisen morgen sehr frühe ab, sagte sie. Ihr müßt nun zu Bette gehen, damit ihr wohl ausschlaft, und auf der Reise recht munter seyd.“ Beide

Knaben standen augenblicklich auf, beteten nach Tische, küßten dem Herrn und der Frau von Walther für die gütige Bewirthung die Hand, und baten, da sie zu Bette gehen wollten, ihren Vater und ihre Mutter um den Segen. Ich erbot mich, sie zu begleiten. Frau von Walther ließ eine Schachtel bringen, und packte für die Kinder, bis angespannt wurde, große Stücke Kuchen, eine ganze Torte, und so viele von den schönen Früchten ein, die auf der Tafel standen, als in die Schachtel hinein gingen. „Ihr habt die schönen rothen Aepfel und gelben Birnen schon lange angelacht,“ sagte sie, „und waret doch so bescheiden, keine zu verlangen. Das war recht schön. Ihr könnet sie nun auf der Reise verzehren.“

„Ei,“ sagte der kleine Anton, „die schönen Aepfel und Birnen bringen wir unserm Bruder und unsrer Schwester mit nach Hause!“

„O ja wohl,“ sprach Franz, „und auch die Torte und die Kuchen! Der Bruder konnte nicht mitreisen, weil er das Studiren angefangen, und die Schwester darf die Schule auch nicht versäumen. Nun aber werden sie über das Mitgebrachte doch noch eine Freude haben.“

Herr von Walther sagte zur Frau Bellini: „Sie erziehen Ihre Kinder sehr gut; Sie werden Freude an Ihnen erleben.“

„Das gebe Gott!“ sagte Frau Bellini. „Gott

hat diese meine zwei Kinder auf's Neue mir wieder geschenkt, und ich gelobte Ihm, sie mit neuem Eifer Ihm zu erziehen. Es ist aber so schwer! Den Kindern drohen noch schrecklichere Gefahren, als Flammen und Fluthen. Im Feuer und Wasser findet man nur den zeitlichen Tod; die Verführung aber stürzt in ewiges Verderben. Gott gebe mir Weisheit, daß ich meine Kinder vor allen Gefahren Leibes und der Seele bewahre, und wenn sie einst in Gefahr der Versuchung gerathen sollten, sie so muthig herausreiße, wie ihr edelmüthiger Erretter sie aus den Flammen gerissen hat.«

Als ich von Begleitung der Kinder zurückkam, erhob sich Herr von Walther feierlich von seinem Sessel, und sprach zu mir: „Lieber Sohn! Ich bin Ihnen wegen des Unrechtes, das ich Ihnen zufügte, eine große Entschädigung schuldig; auch wünsche ich, Ihre edle That, so gut ich kann, zu belohnen. Meine Handlung soll von nun an „Walther und May“ heißen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen — und dazu meine Tochter zur Frau. Ich habe bemerkt, daß Sie eine Neigung zu ihr haben, und meine Tochter zu Ihnen. Wir beide Eltern sind einverstanden, und Ihre gute Mutter wird auch nicht dagegen seyn. Reicht Euch die Hände und Herr und Frau Bellini seyen Zeugen der Verlobung, und dann auch die verehrtesten Hochzeitgäste.“

Ich wurde bleich vor Freudenschrecken, und Amalia glühte wie eine Rose. Wir gaben uns die Hände, und Herr von Walther sprach: „Gott segne Euch, meine lieben Kinder.“ So sprach auch Frau von Walther mit Thränen in den Augen. Und Herr und Frau Bellini wünschten uns von ganzem Herzen Glück.

Liebste Mutter! Heute drei Wochen werde ich kommen, Sie zur Hochzeit abzuholen. Sie werden große Freude haben, Ihre künftige Schwiegertochter kennen zu lernen; sie ist vortrefflich erzogen und in jeder Hinsicht ein vollkommenes Frauenzimmer. Es ist ein sehr großes Glück für mich, daß die Tochter so verehrungswerther Eltern meine Ehegattin wird. Die gute Erziehung, die Sie mir gaben, legte den Grund dieses meines Glückes. Ich kann Ihnen, beste Mutter, und meinem seligen Vater nicht genug dafür danken. Ach, daß der Vater diese Freude noch erlebt hätte! Er hat bei dem kleinen herrschaftlichen Amte, das er bekleitete, sich manchen Bissen am Munde erspart, und anstatt des Weines sich mit Wasser begnügt, um mich etwas Rechtes lernen zu lassen, nicht, um damit zu glänzen, sondern für Zeit und Ewigkeit guten Gebrauch davon zu machen. Er hielt sehr viel auf einen gebildeten Verstand und auf gründliche Kenntnisse, aber noch mehr auf Frömmigkeit und Tugend. Er flöste mir heilige Ehrfurcht vor

Gott, und Abscheu gegen alles Böse ein. Gott wolle es ihm in jener Welt vergelten, da ich es in dieser nicht mehr kann, und es auch nie im Stande seyn würde, wenn der gute, edle Mann noch lebte!

Nun, liebste Mutter, machen Sie sich reisefertig — um dann für immer bei uns zu bleiben. Dies wünschen Herr und Frau von Walther, die Ihnen ihre eigene Kutsche und Pferde schicken werden. Meine liebe Braut grüßt Sie mit kindlicher Ehrerbietigkeit und Liebe, und bittet Sie um Ihren mütterlichen Segen. Ihnen in Ihren alten Tagen recht viele Freuden zu machen, ist der innigste Wunsch Ihrer guten Tochter Amalia und Ihres

ewig dankbaren Sohnes
Alоys.

Inhalt.

	Seite
Die Hopfenblüthen	3
Das Rothkehlchen	105
Kupfermünzen und Goldstücke	129
Das alte Raubschloß	163
Die Margarethablümchen	191
Die Feuersbrunst	203

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlag der **C. H. Beck'schen Buchhandlung** in **Nördlingen** sind nachbenannte sehr empfehlungswerthe Schriften erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Berger, G. A., allgemeine deutsche Vorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben. 1. 2. Stufe. quer 4. Preis 24 kr.

In Parthieen ist der Bogen in 4 Blättern à 2 kr. zu beziehen. (Auf 20 Bogen 1 frei.)

— — calligr. Vorlegblätter für Schulen und zum Selbstunterricht. (Enthaltend Alphabete verschiedener Schriftzeichen.) Preis 36 kr.

Beyschlag, Dr. D. E., Rektor, Stadtbibliothekar und kgl. bayer. Hofrath, Sammlung ausländischer Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen, zum Gebrauch für Bürgerschulen und Unstudierte, nebst angehängten Deklinations- und Conjugations-Tabellen der deutschen Sprache. Neue Ausgabe der 2ten Auflage. 8. broch. Preis 24 kr.

Engelhardt, U., Schullehrer, kurze Anleitung zum Rechnen nebst einer Aufgaben-Sammlung für Landschulen und Landleute. 8. 94 S. br. Preis 18 kr. (Auf 10 Exemplar 1 frei.)

Erdner, M., neue Blumenkränze für das blühende Alter oder Erzählungen zur sittlich religiösen Bildung der Kinder. Mit 1 Titelk. 12. geb. Preis 4 ggr. oder 18 kr.

Fleischner, J. M., Liederbuch für Landschulen. Zugleich eine freundliche Mitgabe für das Leben. 162 S. geb. 18 kr. Melodieen dazu 36 kr.

— — Sammlung kurzer Gebetlieder für den Anfang und Schluß des täglichen Unterrichts in christlichen Volksschulen. broch. Preis 4 kr.

Fraktur-Alphabete zum Behufe des Lesenlernens. 3 Bogen in Folio. (Die Buchstaben sind von sehr bedeutender Größe.) Preis 6 kr. (3 Exempl. 15 kr.)

Der Käfig. Eine Begebenheit unserer Tage. Für Jung und Alt neu erzählt von einem Weltmanne. (Th. Nelk.) Mit einem Titelk. 12. cart. Preis 4 ggr. oder 16 kr.

Die Lampe. Eine neue Erzählung vorzüglich der reifern Jugend gewidmet von einem Weltmanne. (Th. Nelk.) Mit einem Titelk. 12. cart. Preis 4 ggr. oder 16 kr.

Nelk, Th., die Aepfel. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Mit einem Titelkupfer. 3te Auflage. 12. geb. Preis 3 ggr. oder 12 kr.

— — der Papagei. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Mit 1 Titelk. 3te Auflage. 12. geb. Preis 3 ggr. oder 12 kr.

— — der Staar. Eine neue Erzählung für Eltern und Kinder. Mit 1 Titelkupfer. 3te Auflage. 12. geb. Preis 4 ggr. oder 16 kr.

— — les pommes. Conte nouveau pour la jeunesse. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. geb. Preis 4 ggr. oder 18 kr.

— — le perroquet. Conte pour les enfants. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. geb. Preis 4 ggr. oder 18 kr.

— — le sansonet. Conte nouveau pour la jeunesse. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. geb. Preis 6 ggr. oder 24 kr.

Pöhlmann, Dr. J. P., die Giftgefahren, welche das Leben täglich bedrohen, in vielen Beispielen dargestellt zur Belehrung und Warnung für Jedermann; nebst Angabe der Mittel zur Rettung Vergifteter. Neue, mit einer illum. Abbildung der Giftpflanzen versehene Ausgabe. 8. cart. 16 ggr. oder 1 fl.

Rosa von Tannenburg. Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. 12. geb. Preis 4 ggr. oder 18 kr.

Der Traum. Eine wahre Geschichte. — Das heldenmüthige Männlein. Eine Begebenheit unserer Tage. Für Jung und Alt neu erzählt von einem Weltmann. (Th. Nelk.) Mit 1 Titelkupfer. 12. geb. Preis 6 ggr. oder 24 kr.

Wörle, J. G. C., Elementarlehrer in Ulm, kleine Geographie für Volksschulen und zum Selbstunterricht, mit besonderer Berücksichtigung der Königreiche Bayern und Würtemberg. gr. 8. 7 Bogen. Preis 24 kr. In Parthieen von 12 Exempl. nur 18 kr.

Vorlegblätter zum Zeichnen.

Doppelmayr, F. W., 32 Vorlegblätter zum Unterricht im Zeichnen für Gewerbs- und Volksschulen. 1ste Abtheil. In Futteral. 10 ggr. oder 45 kr.

— — Vorlegblätter zum Baumzeichnen. In Schüber 9 ggr. oder 36 kr.

Doppelmayr, F. W., Vorlegblätter zum Blumenzeichnen und Sticken. 2 Abtheil. à 9 ggr. oder 36 kr.
— — 32 Vorlegblätter beim ersten Unterricht im Zeichnen.
1s Heft: geometrische Figuren enthaltend. 3te Auflage. In Futteral. 9 ggr. oder 36 kr.
2s Heft: Gebäude. 2te Aufl. In Futteral. 9 ggr. od. 36 kr.
3s Heft: Landschaften. 2te Aufl. In Futt. 12 ggr. od. 48 kr.

Jugendschriften.

Sämmtlich Verlag von **Lampart & Comp. in Augsburg** und vorräthig in allen soliden Buchhandlungen.

Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde.

Eine Erzählung

für christliche Familien und besonders für die reifere Jugend.

Von einem katholischen Geistlichen.

Mit einem sehr ansprechenden Titelkupfer und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Das schlesische Kirchenblatt (1841 Nr. 6) sagt darüber: „Der Stoff zu dieser Erzählung ist aus dem gewöhnlichen „Leben genommen. Der Verfasser zeigt recht deutlich die „traurigen Folgen zu großer Nachsicht der Eltern gegen die „Fehler ihrer Kinder. Die Geschichte ist einfach, gemüthlich „und belehrend erzählt, in das häusliche Leben ist das religiöse „Leben verwebt, so daß das Werkchen einen entschieden „katholischen Charakter an sich trägt. Die Ausstattung von „Seite der Verlagshandlung ist sehr gefällig.“ —

Schicksale eines Waisenknaben.

Eine Erzählung

für christliche Familien und besonders für die reifere Jugend.

Vom Verfasser

des Uhrenhändler vom Schwarzwalde.

Mit einem lieblichen Titelkupfer und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Maria hilft und der Thierarzt.

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend.
Vom Verfasser
der Agnes und Sophia, Maria Ward,
Erzählungen des Priesters Ottmar ꝛc.
Mit einem hübschen Titelkupfer und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 30 kr. oder 8 ggr.

Meister Gräth der Glockengießer,

und

die Sturmglocke zu Augsburg.

Ein historisches Sitten- und Charaktergemälde
aus dem Mittelalter.
Für die reifere Jugend und Jugendfreunde,
entworfen von
Joh. Georg Waitzmann,
Verfasser des Morgen in der Wallfahrtskirche u. s. w.
12 Bogen stark, mit einem hübschen Titelkupfer und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Maria von Montbrün,

oder

Gott und meine Mutter.

Eine Erzählung,
besonders für die reifere weibliche Jugend.
Vom
Verfasser der Lebensgeschichte der hl. Filomena, Anthea ꝛc.
Mit einem allerliebsten Titelkupfer, und hübsch in farbigen Umschlag broschirt. Preis 24 kr. oder 6 ggr.

Folge mir nach,

oder

das verlorne und wiedergefundene Kreuzchen.
Eine Erzählung für Kinder.
Zweite Auflage. Mit einem lieblichen Titelbildchen, und in farbigen Umschlag broschirt. Preis 12 kr. oder 3 ggr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 5

Augsburg 1841

Bibl.Mont. 789-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713793-7